



MASTERARBEIT | MASTER'S THESIS

Titel | Title

Zur Unmöglichkeit von Stadt
Feministische Perspektiven auf deindustrialisierten Raum

verfasst von | submitted by

Valeria Delphine Ekamp B.A.

angestrebter akademischer Grad | in partial fulfilment of the requirements for the degree of
Master of Arts (MA)

Wien | Vienna, 2025

Studienkennzahl lt. Studienblatt | Degree
programme code as it appears on the
student record sheet:

UA 066 808

Studienrichtung lt. Studienblatt | Degree
programme as it appears on the student
record sheet:

Masterstudium Gender Studies

Betreut von | Supervisor:

Mag. Mag. Dr. Stefan Vater



Gefördert von der Hochschüler*innenschaft an der Universität Wien

ABSTRACT

The struggles over the city do not only concern its space and design but its potential for participation, representation and community. It is inherent to the city yet is not accessible to everyone and everywhere. This study adopts a neo-materialist perspective, in which the city does not emerge as a distinct whole, but rather as a dynamic, created difference. These are situational and net-like assemblages, composed of actors and elements of all kinds, that can be explored and examined. Using qualitative interviews, the project investigates how orientation and places are established in the deindustrialized urban region of the Ruhr. The region in western Germany is undergoing a process of shrinkage and decline following the collapse of its single-industry mining sector by the late 20th century. The analysis aims to explore how the potential of the city can be realized in the experience of its inactive capacity. The evaluation of the cities' accounts indicates that collective experience and action as well as the appropriation of the city's potential to actively participate are difficult to access in the north of the region in question. It also reveals how, nevertheless, they are fought for.

KEYWORDS

Ruhr, Deindustrialization, Urban Decline, Critical Assemblage Urbanism, Neo-Materialism, Cyborg, Right to the City, Urban Research

ZUSAMMENFASSUNG

In den Kämpfen um Stadt geht es nicht allein um ihren Raum und Entwurf, es geht um das Potential zur Teilhabe, Repräsentation und Gemeinschaft. Es wohnt der Stadt inne, ist aber nicht für alle und überall erreichbar. Die Untersuchung nimmt eine neomaterialistische Perspektive ein, in der Stadt nicht als ein abgrenzbares Ganzes, sondern eine dynamische, gemachte Verschiedenheit hervortritt. Es sind situative und netzhafte Assemblagen, zusammengesetzt aus Akteuren und Elementen jeglicher Art, die in ihr erforschbar und einsichtbar sind. Anhand von qualitativer Befragung wird erhoben, wie in der deindustrialisierten Städtereion des Ruhrgebiets Orientierung und Orte hergestellt werden. Die Region im Westen Deutschlands ist nach dem Zerfall der montanindustriellen Monostruktur Ende des letzten Jahrhunderts im Schrumpfen und Absteigen begriffen. Wie sich in den Erfahrungen ihres interaktiven Vermögens das Potential der Stadt verwirklichen kann, ist Gegenstand der Analyse. Die Auswertung der Stadtbeschreibungen zeigt, dass im behandelten Norden der Region kollektives Erleben und Handeln sowie das Aneignen der städtischen Möglichkeit zum aktiven Mitwirken nur schwer zugänglich sind. Sie zeigt auch, wie sie sich dennoch erkämpft werden.

SCHLAGWÖRTER

Ruhrgebiet, Deindustrialisierung, Urbaner Verfall, Kritische Assemblage Forschung, Neomaterialismus, Cyborg, Recht auf Stadt, Stadtforschung

INHALTSVERZEICHNIS

1. EINLEITUNG	1
2. MYTHOS UND PRAXIS	5
2.1. FIKTIVE STADT	5
2.1.1. GRENZKÄMPFE	6
2.1.2. BEGRIFFSKÄMPFE	12
2.1.3. REALITÄTSKÄMPFE	18
2.2. REALES STÄDTISCHES	22
2.2.1. URBANITÄT IN DER EINZAHL	23
2.2.2. STANDPUNKTTHEORIE	26
2.2.3. DIE CYBORG STADT	30
2.2.4. KRITISCHE ASSEMBLAGE FORSCHUNG	34
3. AM RANDE DER STÄDTE: RUHRGEBIET	39
3.1. FORSCHUNGSFELD	39
3.1.1. AUFBAU EINER MONOSTRUKTUR	40
3.1.2. DEINDUSTRIALISIERTE RESTE	45
3.1.3. GESCHICHTSSUCHE	48
3.1.4. REGIONALER UNSINN	52
3.2. FORSCHUNGSDESIGN	57
4. ERGEBNISSE	60
4.1. ORIENTIERUNG: DIE ELEMENTE	60
4.1.1. BRÜCHE	61
4.1.2. BEWEGUNG	64
4.1.3. RURBANITÄT	67
4.2. VERBINDUNG: DIE ORTE	70
4.2.1. BANALITÄT	71
4.2.2. LEERE	73
4.2.3. BEGEGNUNG	74
4.2.4. VERWEIS	77
4.3. POTENTIAL: DIE AKTIVITÄTEN	80
4.3.1. KOLLEKTIV	81
4.3.2. ANEIGNUNG	84
4.3.3. PERSPEKTIVE	87
5. FAZIT	91
6. LITERATURVERZEICHNIS	96

1. EINLEITUNG

Die Stadt gerät mehr und mehr ins Wanken, während sie sich immer breiter macht: Was Stadt ist, was es bedeutet, in ihr zu leben und zu sein, verschwimmt in der Pluralisierung und Differenzierung ihrer Lebensweise. Die wenigsten Städter bewohnen glanzvolle Vorstellungen der Stadt. Der Großteil der globalen Stadtbevölkerung ist an ihren Rändern angesiedelt, auf den Kanten der schönen, bedeutenden, erkennbaren Stadt: Er ist nie wirklich dabei und zählt doch dazu. Von ihren Rändern aus betrachtet wirkt die Stadt weniger wie Möglichkeit, Ideal oder Zukunft und mehr wie eine Unmöglichkeit. Ihr Raum, ihr Versprechen von Urbanität und von Teilhabe sind exklusiv. Sie war schon immer von Grenzen durchzogen, die durch feministische, postkoloniale und marxistische Kritik und Gegenentwürfe herausgefordert sind. Sie werden eifrig verteidigt, denn sie machen die Stadt zu dem, was sie vorgibt zu sein: Öffentlichkeit, Zentrum, Kultur, Bedeutung, Ordnung, Männlichkeit, Fortschritt. Sie ist Erzählung und Projekt der Moderne, die ihren Ursprung in der Europäischen Alten Stadt nahm und sich von dort auf kolonialisierende Mission begab. Verheißt sie Harmonie in ihrem Zentrum, produziert sie gleichzeitig ihre unordentlichen Peripherien: Sie ist ein mächtiger Mythos, eine Meisterzählung, deren Gehalt für die meisten unerreichbar ist. Sie werden in die suburbanen, rurbanen und undefinierten Säume des Raumes, der Identität und der Macht der Stadt gedrängt.

Das Ruhrgebiet trägt die Eigenschaften eines solchen peripheren Anderen, durch das die Stadt zu ihrem Glanz kommt. Es bezeichnet nicht das Territorium einer Stadt oder einer Verwaltungsinstanz, sondern ein im deutschen Bundesland Nordrhein-Westfalen gelegenes, ineinander gewuchertes Konglomerat aus 53 Städten und Gemeinden. 1920 erstmals als Ruhrkohlenbezirk zusammengefasst, bildet das Gebiet mit rund fünf Millionen Einwohnern einen der größten Agglomerationsräume Europas. Und trotzdem ist es nicht mit der gültigen Vorstellung der Stadt vereinbar. Seinen baulichen und morphologischen Formen sowie seinen ökonomischen und politischen Strukturen mangelt es an Urbanität: Es gibt kein Zentrum und keine Einheit, es herrscht Chaos. Das Gebiet, das im Norden von der Emscher und im Süden von der Ruhr durchflossen wird, erlebte ab Ende des 19. Jahrhunderts eine rasante Industrialisierung. Die Steinkohlevorkommen ließen es zu einer monostrukturierten Montanregion werden. Unter der Kontrolle einiger Großunternehmer wurde aus dem bis dato dünn besiedelten, vor allem landwirtschaftlichen Raum ein betriebliches System: Zechen, Hüttenwerke, Maschinenhallen, Transportinfrastruktur und Siedlungen für die Arbeiterschaften wurden aus dem Boden gestampft. Arbeiter migrierten, dem Ruf eines sicheren Einkommens bei den Bergbau- und Stahlunternehmen folgend, in das sich im Entstehen befindliche Ruhrgebiet. Heute ist von dieser ökonomischen Blütezeit nur noch der Rest übrig. Anfang dieses Jahrhunderts kamen die letzten Werke der Montanindustrie zum Erliegen. Übrig bleiben wild gewachsene Städte mit diversen Zentren und offenen Grenzen, Reihen von Nachkriegsbauten, Brachflächen, stillstehenden Industriedenkmalen, ein Netz an Verkehrsadern und der Versuch, eine

gemeinsame Erinnerung an die Zeit zu etablieren, als Arbeit Gemeinschaft und Sicherheit gewährleistete. Während andere Städte im Wettbewerb um Investition, touristische Attraktivität und Zukunftsfähigkeit punkten, befinden sich die Städte des Ruhrgebiets seit ihrer Deindustrialisierung im Niedergang. Der Lobgesang auf die Maßnahmen des ökonomischen Strukturwandels wirkt in Hinblick auf den in Teilen sichtbaren und zählbaren Verfall bizarr. Obgleich im Ruhrgebiet mit Dortmund, Essen und Duisburg drei Städte mit über einer halben Million Einwohnern liegen und seine gesamte Einwohnerzahl die jeder anderen bundesweiten Ballungsregion übersteigt, ist das Gebiet in der deutschen Stadtforschung unterrepräsentiert. Auch für angesagte urbane Auseinandersetzung scheint das Ruhrgebiet ungeeignet, nicht urban genug. Fragen der Stadt stellen sich hier nicht, geschweige denn Fragen der feministischen Stadt: Die Geschichte der Region wird als eine des hart schuftenden Mannes, des Kohle verschmutzten Bergarbeiters und des bodenständigen Fußballers erzählt. Weibliche Repräsentationen sucht man vergeblich in der verbreiteten Solidaritätsmär, deren Diversitätskapazität scheinbar mit der Toleranz gegenüber den Migrationserfahrungen des Arbeiters ausgelastet ist. Dabei drängen sich in diesem androzentrischen Milieu geschlechtersensible Thematiken nahezu auf. Das Scheitern von modernen Herrschaftsgarantien, darunter Männlichkeit, Industrialisierung, Militarismus und Urbanität, materialisieren sich in der deindustrialisierten und zerbombten städtischen Nichtigkeit des Ruhrgebiets. Nachdem es für einen historischen Augenblick Antrieb für die moderne Expansionswut lieferte, ist es im urbanen Kräfteressen der Gegenwart unerheblich.

Wenn auch die Fiktion von Stadt das Ruhrgebiet übergeht, benennt es dennoch städtische Korrelationen. Um sich mit ihnen empirisch zu befassen, ihrer Vielfalt, Gleichzeitigkeit und Unordnung gerecht zu werden, bedarf es eines Begriffsrahmens, der einerseits die herrschaftsförmige Definition der Stadt von Vorneherein unterläuft und andererseits ihr aufmüpfiges Potential nicht unterschätzt: Die Stadt soll nicht begrenzte Einheit, sie soll, in Anlehnung an die Figur von Donna Haraway, offene Cyborg sein. Städte turnen der Urbanität auf der Nase herum. Sie beugen sich weder einer Identität noch einer gezogenen Grenze. Der Mythos, der Urbanität als eine singuläre Erfahrung und Entwicklung erzählt, grenzt sie von seinem Rest ab. Zur Markierung der Trennung zwischen Selbst und Anderem werden Grenzwesen eingesetzt, die Cyborgs. Sie tragen das Potential, die Grenzen, die durch sie verlaufen zum Einstürzen zu bringen. Die Cyborg zeichnet sich dadurch aus, das Andere, das diffuse Unklare, Identitätslose und Unterschiedliche zu sein. Sie die Forschungsperspektive auf die Stadt lenken zu lassen, führt zum Verzicht auf eindeutige Bestimmung ihres Begriffs und des Anspruchs, ihre Wirklichkeit feststellen zu können, ohne allerdings ihre Wirkmächtigkeit abzustreiten. Cyborgs lassen sich nicht bestimmen, was sie sind, und was sie herbeiführen werden. ist unklar. Auch ist Gewissheit über die Stadt entbehrlich, will man angesichts des Widerstands, den sie potentiell in sich trägt, gewappnet sein. Statt auf der Suche nach dem Bekannten der Stadt ist diese

Forschung auf der Suche nach dem Zusammenbruch des Bekannten in der Stadt. Die Cyborg Stadt ist bedeutend, nur trägt sie nicht die eine Bedeutung, die andere als banal marginalisiert. Stattdessen ist sie als ein dynamisches Netzwerk zu verstehen, an dem Akteure verschiedener Machtpositionen teilnehmen. Erfasst man Stadt als Assemblage, rücken die vielfachen Beziehungen, Begegnungen und Momente ihres Alltags in den Mittelpunkt. Das Städtische findet sich im banalen Aufeinandertreffen seiner Elemente, aus ihm ergibt sich seine Bedeutsamkeit. Deswegen lohnt es sich, seinen Standpunkt einzunehmen, zumal „die Sicht von unten besser ist als die von den strahlenden Weltraumplattformen der Mächtigen herab“ (Haraway 1991, 83).

Diese Untersuchung fragt nach dem Städtischen im Ruhrgebiet, begriffen als kontinuierliche Interaktion verschiedenster Teilnehmer, und nicht nach der Stadt. So gilt ihr Interesse dem partikularen Raumerfahren und -machen. Zur Erhebung solcher exemplarischer Stadtbilder wurde im Rahmen von zwei insgesamt vierwöchigen Feldaufenthalten leitfadenorientierte, teils narrative, Interviews mit Bewohnern aus sechs Städten des nördlichen Ruhrgebiets, entlang des Rhein-Herne-Kanals, durchgeführt. Ziel ist, anhand der individuell erlebten Städte das städtische Potential, die Bedeutung der Stadt für Orientierung, Beziehungsaufnahme und Handlungsableitung, auszuloten:

- 1 WELCHE ELEMENTE DIENEN ZUR ORIENTIERUNG?
- 2 WELCHE BEZIEHUNGEN LASSEN SICH KNÜPFEN?
- 3 WELCHE PERSPEKTIVEN WERDEN ABGELEITET?

Oder, in etwas prägnanterer Form: Es wird die Frage nach den Akteuren der Stadt, nach den Orten der Stadt und nach der Praxis der Stadt gestellt. Anhand der ermittelten Raumbeschreibungen wird ausgewertet, wie sich die Stadt für die Befragten äußert, welche Pfade und Nutzungen sie zulässt und inwiefern sie an ihr teilhaben. Die Stadt ist für keine zwei ihrer Bewohner die gleiche. Sie zeigt sich immer in Abhängigkeit zur jeweiligen Position in ihrem Gewebe aus Macht, Narrativ und Materie. Es sind diese partikularen Stadtbilder, die die analytische Perspektive auf die Raumordnung im Ruhrgebiet leiten. So kann sie für unerwartete Lesarten, Orte und Bedeutungen in der unordentlichen Stadt offenbleiben. Gleichzeitig nimmt sie das Risiko in Kauf hierarchische Ordnungen der Stadt zur Kulisse für die unmittelbare Erfahrung des Einzelnen zu bagatellisieren, da im Fokus auf das interaktive Netzwerk ökonomische und politische Akteure, die Ungleichverteilung der Stadt verantworten, leicht in den Hintergrund geraten.

Vom Rande der Stadt aus, von dort, wo sich ihre Reste und Grenzen häufen, lässt sich prüfen, was fiktiv, was real an ihrer Erzählung ist: welche Möglichkeiten der Stadt im Ruhrgebiet für die Befragten verwirklicht, welche verschlossen sind, und welche sie sich erkämpfen müssen. Nur weil sie in einer Stadt leben, sind sie nicht Teil der Stadt. Sie haben zweifelsfrei Handlungsmacht, den Stadtraum zu ordnen, ihn leserlich zu machen, indem sie sich durch ihn

bewegen und mit ihm interagieren. Sie machen scheinbar banale Orte zu bedeutenden, besetzen Elemente ihres Stadtbildes mit Werten und lassen sie so zu Verweisen werden. Eine Mehrheit des beschriebenen Raumes sträubt sich allerdings dagegen, in Beziehungen eingeknüpft zu werden, er steht brach, leer, verfallend oder rein zweckmäßig in den Wegen der Befragten herum. Die Perspektiven, die sich durch die Interaktion in der Stadt ergeben, hängen von dieser Dynamik ab. Ist die städtische Interaktion träge, bieten ihre Räume wenig Verbindungen und Begegnungen, ist auch ihr Gemeinwesen wenig aktiv. Und der Spielraum zur Mitgestaltung, zur Koproduktion der Stadt und zur kollektiven Handlung ist schwer zugänglich. Ohne Zugriff auf ihr Potential bleibt die Stadt als Ressource für die individuelle Alltagsbewältigung über. In den feministischen Kämpfen um die Stadt zeigt sich, dass sehr viel mehr auf dem Spiel steht: Es geht um Arbeit, Familie, Natur, Alltag, Fest und schließlich die Frage, wer sich an der Aushandlung all dessen beteiligen darf. Es ging nie nur darum, an der Stadt, wie sie ist, teilzunehmen. Sie zu verändern, durch Teilnahme das, was Stadt ist und sein kann, zu gestalten, ist, worum es in ihren Kämpfen geht.

Diese Arbeit erschließt sich den Gegenstand Stadt über ihre feministische Kritik. Die Stadt ist zwar mächtiges Instrument für Ausschluss und Unterdrückung, aber immer auch mit subversiven Gegenentwürfen konfrontiert. Anhand von ihnen weicht die herrschaftsförmige Illusion einer homogenen Stadt der heterogenen Vielfalt der Städte und des Städtischen. Die Cyborg als Denkfigur macht die Grenzen, auf denen die Stadt errichtet ist, nicht nur sichtbar, sondern auch einreißbar. Auf die Dekonstruktion der männlichen, singulären, fortschrittlichen, geordneten Stadt folgt daher die Hinwendung zu ihrer offenen und diffusen Unordnung. Neomaterialistische Forschungsansätze bieten mit Assemblage und Netzwerk die theoretischen Begriffe, mit denen das Machen von Stadt in seiner materiellen und immateriellen Mannigfaltigkeit erfassbar wird – ohne dabei dichotome, hierarchische Differenz zu reproduzieren, gar in dem Bestreben, sich von ihrer Trennung zu lösen. Das Ruhrgebiet wird demnach entlang der zusammengebrochenen Grenzen, aus denen es sich erhebt, als Forschungskontext etabliert. Durch kapitalistische Expansionswut und die Aushöhlung seiner Bodenschätze, sowie deren zerstörerische und jähe Umkehr, geformt, ist es nicht Stadt, nicht Land, nicht Natur und nicht Kultur, es ist vage. Wie sich in dieser Abwesenheit von Struktur zurechtgefunden wird, wie über ihre Brüche hinweg Beziehungen hergestellt und welche Handlungsperspektiven sie erlaubt, ist, wonach die erhobenen Ortsbeschreibungen entziffert werden. In drei Stufen zunehmender Komplexität wird untersucht, nach welchen Mustern die Stadt wahrgenommen, hergestellt und sich angeeignet wird. Die erste ist die der Elemente, an denen sich die Raumerfahrung orientiert. Die zweite ist die der Verbindungen zwischen den Elementen, aus denen Bedeutung über die bloße Orientierung hinaus hervorgehen kann. Die dritte ist die der Agilität, zu welcher die Verbindungen befähigen. Das Städtische äußert sich im Spezifischen, in den individuellen Erfahrungen der Lesbarkeit, der Gemeinschaft und der Zukunft. Inwiefern ihnen

im Ruhrgebiet die Peripherie eingeschrieben ist, gilt es herauszufinden: Ob die Stadt hier Möglichkeit ist.

2. MYTHOS UND PRAXIS

Zur Festlegung dessen, was die Stadt als Gegenstand sein kann, könnte ich aus einem Pool an Konzeptionen auswählen: Jede der beteiligten Disziplinen hat ihre Vorstellung der Herangehensweise an die Stadt in Theorie, Methode und Planung im Rennen. Es ist jedoch die Betrachtung ihrer Lücken und Anpassungsleistungen gegenüber sich wandelnder Umstände, welche offenlegt, was zählt: Was die Stadt nicht ist. Seitdem es Städte gibt, gibt es auch Frauen in ihnen. Und seit jeher zeigen ihre Kritik, ihr Protest, ihre Gegenentwürfe sowie ihre bloße Anwesenheit, dass die Stadt nicht der für sie gedachte, geplante und gebaute Raum ist. Sie steht nicht als zufälliges Zusammentreffen von Bauten, Menschen, Information, Verkehr, Macht und Geschichte in der Gegend herum, bereit von irgendwem belebt zu werden. Städte sind schon immer Produkte der ökonomischen und politischen Anforderung ihrer Zeit, Umsetzung konkreter Entwürfe und Konstruktion narrativer Bearbeitung. Der jahrzehntelange feministische, dekoloniale und kritische Widerstand lässt den Mythos Stadt erkennbar werden. Nachfolgend werde ich also diejenigen Perspektiven zentrieren, die der städtischen Logik peripher sind: Nicht nur kritisieren die Anderen der Stadt letztere fortlaufend seit ihrem Entstehen, sie entwickeln auch Entwürfe für Alternativen und brechen ihre Grenzen. Somit tritt zutage, dass Stadt immer Resultat von umstrittener Entscheidung, nicht aber ungesteuerter Entwicklung, ist. Aus den peripheren Blickwinkeln heraus wird ein Forschungsansatz skizziert, der statt nach dem Mythos der Stadt nach ihrer widerspenstigen, heterogenen Praxis fragt.

2.1. FIKTIVE STADT

Der Rückblick auf Positionen und Interventionen, die aus der kritischen Auseinandersetzung mit der Stadt hervorgingen, ist keine teleologische Geschichte, die in der Gegenwart gipfelt (King 1985, 65). Mithin würde meine Perspektive über der Geschichte thronen; das historisch-politische Kontinuum leugnend, das mich mit meinen Vordenkerinnen verbindet.¹ Statt dem Reiz taxonomischer Eindeutigkeit nachzugeben und dafür den Preis der Einverleibung vorangegangener Haltungen zu zahlen, vor dem Katie King warnt (ebd., 85), suche ich mögliche Verknüpfungen. Die Unterschiede feministischer Stadtheorien lösen sich dann nicht im fortschrittlichen Jetzt auf einen Schlag auf, sondern sie bilden das Gerüst, in dem mein Zugang zur Stadt entsteht. Paradigmen erscheinen demnach nicht als klar abtrennbare Elemente einer Genealogie, die ich gegeneinander ausspielen kann. Sie sind mit ihren jeweiligen sozioökonomischen und lokalen Bedingungen sowie untereinander verwoben. Die Chronik der

¹ Im Falle der Stadt ist die transgenerationale Kontinuität über politische und zeitliche Dimensionen hinweg auch in der Materie des Gegenstandes selbst manifestiert. Die Stadt, die ich heute betrachte, haben vor mir schon andere begangen, beeinflusst und untersucht.

feministischen Stadt wird dementsprechend nicht chronologisch, entlang eines angenommenen Fortschritts, wiedergegeben, sondern anhand zentraler Kämpfe, die für meine Abhandlung ebenso relevant sind wie für meine Vorgängerinnen. Es ist der Kampf um die Grenzen der Öffentlichkeit, um die Stadt als Wissens- und Planungsobjekt und um die Dimensionen ihrer baulich, sozialen, diskursiven und in erster Linie ungerechten Wirklichkeiten, aus denen ich meine Perspektive auf die Stadt entwickle. Von der Stadt bleibt, wie mittels exemplarischer Arbeiten besprochen werden wird, in dekonstruiertem Zustand vor allem eines: Ihre Funktion als Machtinstrument, die sich in ihrer Ordnung (2.1.1.), ihrer Planung (2.1.2.) und ihrer Erforschung (2.1.3.) niederschlägt. Bevor der Gegenstand Stadt für diese Forschung etabliert werden kann (2.2.), gilt es zu betrachten, was er nicht sein kann.

2.1.1. GRENZKÄMPFE

Ebenso wie die feministische Erforschung der Stadt entwickelte sich auch die Aneignung der Stadt durch Frauen nicht linear in Richtung stets wachsender Emanzipation (Roller 2001, 263). Momente größerer Freiheit und Phasen erhöhter Kontrolle und Einschränkung lösen sich gegenseitig ab. Der Kampf um Öffentlichkeit durchzieht sie.²

Mit der Industrialisierung und der damit einhergehenden Urbanisierung im 19. Jahrhundert spitzte sich die Trennung in duale, vergeschlechtlichte Arbeitssphären in der *westlichen* Stadt zu.³ Im Gegensatz zur vorindustriellen Einheit subsistenzeller und gewerblicher Produktion innerhalb des räumlich kaum differenzierten Hauses beherbergte das Haus nun nur die Reproduktionsarbeit, die sukzessiv mehr emotionale und weniger körperliche Arbeit umfasste (Terlinden 1985, 52). Während die Lohnarbeit in öffentliche Räume der Produktion zog, wurde aus dem Haus ein Heim, das den Regeln und Orten der Lohnarbeit komplementär gegenübersteht. Diese Intimisierung der Familie wird durch zunehmende funktionale Differenzierung des Wohnraums ergänzt, so dass auch innerhalb der Privatheit ein „Schleusensystem zwischen größerer und geringerer Intimität“ (Ehalt 1991, 162) entstand. Die ökonomisch und baulich errichtete bürgerliche Grenze des Öffentlichen ist auch eine diskursive, die die Polarisierung zweier Geschlechterrollen intensiviert (Dörfler 1991, 151). Übertritt die Frau diese Grenze

² Der Begriff der Öffentlichkeit ist trotz seiner zerstreuten Bedeutung unumgänglich. In der Stadt wird Öffentlichkeit oft als Teilhabe an der städtischen Lebensweise verstanden (Wastl-Walter 2010, 125). Wo sie aber beginnt und aufhört, wer also an ihr teilnehmen kann, ist Konstruktion. Die räumliche Öffentlichkeit deckt sich nicht eins zu eins mit ihrer politischen Bedeutung von Zugang zu Information, Repräsentativität und Dialog, unter anderem da Öffentlichkeiten heute ortsungebunden bestehen (Eckardt 2014, 47). Nicht jeder öffentliche Raum vermittelt also Teilhabe an der politischen Öffentlichkeit, obgleich er häufig für Ausschlussprozesse mitverantwortlich ist.

³ Unter Urbanisierung wird der Prozess verstanden, der den Städten des Globalen Nordens ereilte. Die Europäische Stadt wird als der Präzedenzfall behandelt. Nur schleppend werden verschiedene Formen der Urbanisierung und ihre lokalspezifischen Ausprägungen, insbesondere aus postkolonialen Studien, im Fach wahrgenommen. Meine Ausführungen beziehen sich explizit auf die Entwicklung der wirtschaftlichen und demographischen Verstädterung in Westeuropa.

und begibt sich in die Öffentlichkeit der Stadt, stört sie die Ordnung.⁴ Mehr noch, sie wird als Bedrohung beurteilt, die zum Aufrechterhalten der Sicherheit reguliert werden muss. Ende des 19. Jahrhunderts war das Sich-Aufhalten oder Bewegen in der nächtlichen Stadt für Frauen ein Vergehen, sie wurden unter Prostitutionsverdacht gestellt und mussten Untersuchungen auf Geschlechtskrankheiten über sich ergehen lassen (Roller 2001, 257). Kulturpessimistische Argumente nutzten die sich frei bewegende Frau als Symbol des moralischen Verfalls und der Auflösung notwendiger Regelmäßigkeit, den sie in der modernen Stadt keimen sahen.⁵

Der Mobilitätsradius des Mannes wuchs mit der beschriebenen Entwicklung. Er umfasst den Arbeitsplatz, den öffentlichen Raum und sein Familienheim, wo er sich nach getaner Arbeit erholen konnte (Ehalt 1991, 165). Gleichzeitig entsteht die Figur des Flaneurs, der sich als prototypischer Stadtgänger im Alleingang das erschließt, was zwischen Heim und Arbeitsplatz liegt, und dabei die Möglichkeiten einer neuen urbanen Lebensweise auslotet. Der Radius der Frau hingegen war im Schrumpfen begriffen:

„Hier besteht ein direkter Berührungspunkt zwischen dem Ideal des Flaneurs und seiner verbotenen ‚Schattenseite‘: Das ist die umherschweifende, keiner männlichen Kontrolle unterworfenen Frau, die im Bild der Hure gebannt und aus der Gesellschaft ausgegrenzt wird.“ (Roller 2001, 261).

Die Grenze, errichtet zwischen wohligem Heim und gnadenloser Stadt, erscheint fragil. Sie muss aufrechterhalten werden, indem Störfaktoren als solche markiert und gebannt werden. Elizabeth Wilson etablierte die Metapher der „Sphinx in the City“ (1991) für das Grenzgängertum der Frau, das, einerseits immer schon problematisiert, andererseits immer auch Wege in freie, subversive Alternativen abseits von männlichen Kontrollbemühungen begeht. Die Sphinx, die Frau in der Stadt zwischen den Sphären, über ihre Grenzen schlendernd, hat der bürgerlichen Ordnung nie entsprochen. Die Versuche, sie einzuschränken, können nie gänzlich erfolgreich sein: Frauen eignen sich Räume und Städte an, sie erkämpfen sich eigene und entwickeln utopische und reale Alternativen. Der Einsatz der Figur der Hure spiegelt, dass schon bloße weibliche Anwesenheit Anlass zur Grenzverstärkung sein kann, die Sphinx gibt Anlass, über die Grenze hinweg zu blicken. Wie lässt sich Öffentlichkeit jenseits ihrer bestehenden Eingrenzung denken?

⁴ Obgleich hier in vereinfachter Weise vermengt, stellten die bürgerliche und die proletarische Lebensrealität verschiedene Geschlechterordnungen her. Die Stadt in Form der Grenze der Öffentlichkeit waren für die bürgerliche eine andere als für die proletarische Frau, aber sie hatten beide mit ihr zu kämpfen (Dörfler 1991, 153–54).

⁵ Die verschiedenen Körper von Frauen sind jeher Disziplinierung und Sanktionierung in der Stadt ausgesetzt und als Indizien für urbane Probleme gedeutet. In ihrer Diskussion feministischer Stadt-Visionen beschreibt Leslie Kern (2020), wie sie die Regulierung ihres eigenen Körpers in der Stadt spürt, und mutmaßt, wie es sich für andere Frauen mit andern Körpern anfühlen muss, in der Stadt zu sein: „Zusammengefasst lässt sich sagen, dass die Körper von Frauen immer noch als Ursprung für oder Zeichen von städtischen Problemen betrachtet werden. Während junge weiße Mütter als für die Gentrifizierung verantwortlich diffamiert werden, beschuldigen Befürworter*innen der Gentrifizierung alleinerziehende Mütter of Color und Immigrantinnen der Reproduktion der städtischen Kriminalität und der Verlangsamung der städtischen ‚Revitalisierung‘.“ (Ebd., 11).

Im ausgehenden 19. und beginnenden 20. Jahrhundert war das weibliche Alltagsleben, in den vier Wänden der Privatheit gehalten, kaum Gegenstand öffentlicher Debatte und Planung. Es waren Frauen und ihre Bewegungen, die es betrachteten und in Fragen des Wohnungs- und Städtebaus integrierten. Sie richteten ihren Blick auf die Bedingungen des Wohnens, leiteten die Bedürfnisprofile der verschiedenen Bewohnergruppen ab und entwickelten Modelle zur Steigerung ihrer Lebensqualität. Beispielsweise etablierte sich in der Weimarer Republik ein System der Wohnungspflege, das die Durchsetzung grundlegender Wohnstandards von Sicherheit und Gesundheit durch erzieherische Unterstützung der verantwortlichen Bewohner – zumeist der Frauen – vorsah (Terlinden und von Oertzen 2006, 59–60). Das Betätigungsfeld der Wohnungsfrage als genuin weibliches wurde den Beamtinnen zugetraut und sie setzten folgenwirksam Maßnahmen wie getrennte Schlafplätze für Kinder zum Schutz vor Übergriffen durch. In Zuge des anschwellenden Kampfes um die Anerkennung von Sorgetätigkeiten als Arbeit wird die Forderung artikuliert, die Hausarbeit derselben Rationalisierung und Technisierung zu unterziehen, wie die Abläufe, Räume und Werkzeuge anderer Bereiche. Auch die weibliche Beteiligung an der Diskussion von Wohnungsgrundrissen und -ausstattung schlug weniger Missbilligung entgegen, galten Frauen doch als Spezialistinnen für Fragen des Haushalts (Frey und Perotti 2015, 12). Der avantgardistischen Architektur des beginnenden 20. Jahrhunderts, in der der Funktionalismus zur Maxime aufgestiegen war, kamen die Entwürfe für eine maximal rationale Organisation des weiblichen Arbeitsplatzes gelegen. Was die Arbeit erleichtert – sprich Schlafen, Essen, Sorgen, Waschen und Erholen möglichst schnell und reibungslos abzuwickeln – ist auch schön schlicht anzusehen (Terlinden und von Oertzen 2006, 133–34). Nicht wenige weibliche Impulse wurden, teils Jahrzehnte nach ihrer Veröffentlichung, von Vertretern des Neuen Bauens aufgegriffen und verweislos umgesetzt (ebd., 256; Baumbusch, Ring und Schillen 1998, 14).

Schon im 19. Jahrhundert wurde in den US-amerikanischen Cooperative Housekeeping Ansätzen die Kollektivierung der Hausarbeit zur effizienteren und gemeinschaftlicheren Bewältigung derselbigen diskutiert (Frey und Perotti 2015, 12). Das später populäre Modell des Einküchenhauses zentralisiert die Haushaltsaufgaben auch räumlich. Es gleicht einem städtischen Mehrparteienhaus, in dem neben reduzierten Familienwohnungen Räume für eine Großküche, eine Zentralwaschküche, eine Zentralheizung sowie fürs Speisen, Aufhalten und die Kinderbetreuung zur Verfügung stehen (Terlinden und von Oertzen 2006, 185; Riß 2021, 42). Der Entwurf, der ursprünglich auf Lily Braun zurückgeht, impliziert einen revolutionären Eingriff in die Organisation von Familie, Arbeit und Öffentlichkeit. Seine Umsetzung bedeutet nicht weniger als die radikale Absage an die Privatheit der Nuklearfamilie und die radikale Öffnung für ihre Neuaushandlung (Terlinden und von Oertzen 2006, 255).

Im Verlauf des 20. Jahrhunderts erreichte die sexistische Raumordnung eine neue Eskalationsstufe: Die Stadt wird in Einheiten verschiedener Funktionen geteilt. In der berüchtigten

Charta von Athen, unter der Federführung von Le Corbusier 1933 formuliert, wird die ohnehin laufende sozioökonomische Entwicklung zu „ideologischen Zielen“ (Sieverts 2012, 50) der Planung erhoben. Betriebe brauchten zunehmend mehr Fläche, der Bodenmarkt wurde enthemmt und innerstädtische Zerstörung sowie Zuzug von Arbeitskräften machten das Schaffen von neuem Wohnraum notwendig. Resultat sind die monofunktionalen Wohnsiedlungen am Rande der Stadt, die über autogerechte Verkehrsführung an Orte der anderen Funktionen Arbeiten, Erholen, Konsumieren angebunden sind. Feministinnen kritisierten diese Siedlungs- und Verkehrsstrukturen als „Ort gezähmter Weiblichkeit“ (R. Becker 2010, 812) und als Instrumente zur Einschränkung weiblicher Erwerbsarbeit. Lange Distanzen, geringe Anzahl von Arbeitsplätzen in der Umgebung, fehlende Nahversorgung und Anbindung sowie ihre Angewiesenheit auf den öffentlichen Nahverkehr banden die Frau fester an das Haus und ihre Arbeit darin. Und sie setzten sie der Monotonie und Langeweile suburbaner Wüsten aus (Schuster und Höhne 2017, 14). Der Abbau öffentlicher Sozialleistungen erweiterte zudem den Verantwortungs- und Aufgabenbereich der Familie (H. Becker 1985, 70). Feministische Analysen des geplanten Lebensstypus in der randstädtischen Wohnsiedlung decken lauter Steine auf, die ihren Bewohnern in den Weg gebaut wurden und bis heute das Leben zahlreicher Städterinnen erschweren. Dolores Haydens (2002 [1984]) bahnbrechende Arbeit über den amerikanischen Traum des suburbanen Einfamilienhauses zeigt, wer träumen kann und wer den Traum beleben soll. Das Eigenheim in der peripheren Vorstadt wurde für den heimkehrenden Kriegsveteranen an den Schreibtischen männlicher Architekten geplant. Zuhause warten in seiner „sacred hut“ (ebd., 111) seine Frau und seine Kinder auf ihn. Da ohnehin kaum sozialen Netzwerke aufbaubar sind – die räumliche Isolation der Siedlung und die Vereinzelung der Hausarbeit verweisen „unweigerlich zurück in die Familie“ (Naumann 1985, 42) –, hat die Frau nichts Besseres zu tun, als ihm einen „apple pie“ (Hayden 2002, 75) zu kredenzen und sich mit schönen Produkten zu umgeben (ebd., 45–46). Dieser Traum ist doppelt beschränkt. Zum einen ist es der eines weißen Mannes. Zum anderen ist er der Maßstab für Wohlstand und gesellschaftliche Entwicklung des Kollektivs, das sein Träumen zwischen Auto, Verschuldung und den Hauswänden gefangen hält.⁶ Hayden verweist auf die vielen Abzweigungen, an denen sich gegen andere, reale oder utopische, Wohn-, Nachbarschafts- und Stadttypologien entschieden wurde, die von Gemeinschaft und weniger von Hausbesitz träumen. Sie selbst entwickelt die „HOMES“ (Hayden 1981, 76). In dieser utopischen „Homemakers Organisation

⁶ Trotz der starken Resonanz von Haydens Kritik ist ihre Anwendung außerhalb des nordamerikanischen Kontexts eingeschränkt. Jenny Naumann (1985) führte Ende der 70er Jahre in Berlin eine Studie zu den Lebens- und Arbeitsbedingungen in den neugebauten Wohngebieten gegenüber den verfallenden Altstadtvierteln durch. Sie stellte heraus, dass Frauen unter den sich wandelnden ökonomischen Anforderungen in beiden Strukturen in spezifischer Weise Widersprüchlichkeiten der Funktionstrennung der Stadt und Flexibilisierung der Arbeit exponiert sind. Die Sehnsucht nach einer vermeintlich besseren alten Stadtordnung ist Ausdruck eines androzentrischen Wunschtraums, weswegen Hayden, wie viele andere, eine alternative Stadtutopie zu den bekannten entwickelte.

for a More Egalitarian Society“ (ebd., 76) schließt sich eine Gruppe zusammen, deren Zusammensetzung diejenige der US-amerikanischen Bevölkerung spiegelt. Die Idealfamilie ist abgeschafft, so dass Segregation nach Geschlecht, Race, Klasse und Alter verhindert wird. Stattdessen weicht die Verschränkung von reproduktiver Arbeit und geborgenem Zuhause auf. Durch gemeinsame Organisation der Reproduktion könnten der Verbrauch von Energie und Ressourcen verkleinert, während die Wahlmöglichkeiten der einzelnen Haushalte erweitert werden (ebd., 77–78).

In diesem Momentum treffen die starke Zweite Welle des Feminismus, das Eindringen von Frauen in die Disziplinen der Planung und männliche Kritiken der funktional zonierten Stadt aufeinander (Johnson 2012, 346): Die Kritik an der Entmischung und Entzerrung, der neuen leblosen und replizierbaren Wohnumfelder, Konsumorte und Transportwege, dem omnipräsenten und unumgehbaren Autoverkehr, an der Monotonie moderner Effizienz, der es an Begegnung und Charme mangelt, eint sie.⁷ Anliegen, das städtische Lebensumfeld zu einem „menschenfreundlich[en]“ (Dörhöfer und Terlinden 1985b, 128) zu machen, werden als *Frauenthemen* erstmalig in fachliche Diskurse integriert. Architektinnen und Sozialwissenschaftlerinnen entwickeln in den 80er Jahren eine Reihe an Leitfäden für feministisches Planen, das die Einmauerung der Hausarbeit lindern soll (Baumbusch, Ring und Schillen 1998, 20). Wurden sie zwar seitdem immer wieder überholt und erweitert, sticht die Aktualität ihrer Forderungen ins Auge: Viele trifft man heute wortgetreu in Debatten um eine gute Wohnumgebung. Ein Beispiel ist der 1985 von den deutschen Planerinnen Kerstin Dörhöfer und Ulla Terlinden erstellte Katalog. Er listet Versorgungseinrichtungen, Arbeitsplätze, Bildungsstätten und Begegnungsorte in erreichbarer Wohnungsnähe, ein flächendeckendes Netz öffentlichen Nahverkehrs, Infrastruktur für Fußgängerinnen und nächtliche Beleuchtung als Bedingungen für eine gerechtere städtische Umwelt (Dörhöfer und Terlinden 1985b, 127).

Beginnend in den 90er Jahren untergehen die feministischen Stadt-Kritiken einer Revision und ihre rassistischen und klassistischen Auslassungen werden schrittweise abgebaut. Ebenso wie der Städter nicht nur weißer Ernährer-Vater ist, ist die Städterin nicht nur weiße Doppelbelastung-Mutter. Neben der des Geschlechts wirken zahlreiche weitere Differenzkategorien auf und durch die städtische Lebensrealität, die dem Einzelnen zur Verfügung steht, die er sich erkämpfen kann oder in der er eingeschlossen ist: Man denke an gegenwärtige Gentrifizierungsprozesse oder die Pluralisierung der Familie, die nicht erst heute zur Realität wird (R. Becker 2010, 810; Hayden 1981, 73; H. Becker 1985, 68). Die Eindimensionalität der

⁷ In den 60er Jahren war das herrschende technokratische Verständnis der Stadt, das zu ihrer funktionalen zonierten, autogerechten und zweckmäßigen Organisation führte, auch außerhalb feministischer Positionen erheblicher Opposition ausgesetzt. Obgleich sie für die demokratische, partizipative, schöne, langsame, gemischte Stadt in die Bresche sprang, war für diese Stadtkritik der Städter unmarkiert, er war männlich, flanierend, überlegen. Dennoch lassen sich Ansätze, vor allem von Henri Lefebvre (2019 [1968]), durch feministische Perspektiven für die Stadtforschung in Wert setzen: Für die Forschung, die nicht die Stadt des einen, sondern der vielen Städter betrachtet.

patriarchalen Ordnung der Stadt wird von der Multidimensionalität patriarchaler, rassistischer, klassistischer und ableistischer Ordnung abgelöst – in der Theorie (Rodenstein 2005, 144–45). Jene errungene Anerkennung einer Vielzahl an „publics’ with diverse experiences, needs, and aspirations“ (MacGregor 1995, 42) wird ab den 90ern in Programmen des Gender Mainstreaming in die Stadtplanung aufgenommen. Als wegweisend für die systematische Berücksichtigung der unterschiedlichen Nutzergruppen der Stadt gilt die Ausstellung „Wem gehört der öffentliche Raum: Frauenalltag in der Stadt“, die 1991 erstmals in Wien gezeigt wurde (Kail 1991c).⁸ Ihre Realisatoren spannten einen Bogen vom historischen Werdegang des öffentlichen Raums über seine heutigen polaren Gebrauchsmuster bis zu seiner vergesellschaftenden Funktion. Wie ihre Vorgängerinnen machen die Autorinnen die urbanen Bedingungen der Alltagsbewältigung zum Thema. Männer seien entweder bei der Arbeit, im Auto, im Supermarkt oder zu einem Sonntagsausflug im Umland anzutreffen (Kail 1991b, 7). Frauen hingegen besitzen selten ein Auto, fahren öffentliche Verkehrsmittel oder gehen zu Fuß, nutzen die kleineren Strukturen der Nahversorgung (Knoflacher 1991, 55–57) und nehmen ihre Kinder in Anbetracht der Gefahren des motorisierten und differenzierten Straßenraums an die Hand (Mayrhofer et al. 1991, 66). Ihre Diagnose lautet, dass der öffentliche Raum, für das erste, männliche Profil gebaut, zu einer autogerechten Transitzone, die man auf seinem Weg wohin durchquert, geworden ist. Jenseits vom Transport ist keine ihrer vormaligen Funktionen wie Begegnung, Gewerbe oder Aufenthalt erhalten, so dass das Raumnehmen der Frau zu einer gefährlichen Anstrengung wird (ebd. 1991, 65–66; Dörfler 1991, 154). Weitere soziale Kontrollmechanismen wie Angst verkleinern den Möglichkeitsradius der Frau zusätzlich:

„Geht die Frau zu Fuß, ist sie dem Dreck, Gestank und Lärm, der unkontrollierbaren Öffentlichkeit mit vielen Abstufungen von Gewalt ausgesetzt. Der Mann flüchtet im sauberen, abgeschotteten ‚Uterus‘ des Autos. Der Straßenraum wird zum Ort des ‚anderen‘, abgedrängt und abgespalten, wie die Frauen das ‚andere‘ Geschlecht sind. Pointiert, aus historischem Blickwinkel gesagt: Männer reagieren mit Geschwindigkeit, Ortsveränderung, Flucht, während Frauen in den lokal begrenzten Räumen verharren und versuchen, sie besser auszustatten.“ (Kail 1991d, 78).

Es geht ihnen nicht darum, vor der städtischen Gefahr geschützte Räume für die Extrabedürfnisse von Frauen, Alten oder Kindern einzurichten.⁹ Es geht um einen Stadtraum, der nicht einem Städter gehört, sondern für alle da ist (Flos 1991, 169). Heute berufen sich viele Großstädte auf ein Regelwerk des Gender Mainstreamings, das genau nach dieser Absicht ausgerichtet ist. Anstelle der Integration von Frauen als die besonders zu Berücksichtigenden soll

⁸ Die Macherinnen folgten dem Alltag von acht Frauen verschiedenen Alters, Berufs und Familienstands in Wien. Die Ausstellung und der dazugehörige Sammelband dienen fortwährend als Referenz für feministische Planung in Städten weltweit. Es gehört der Hinweis dazu, dass die Beiträge teils rassistische Argumentationen und Bilder bemühen, um ihre Schützlinge, die Wiener Frauen, zu stärken und zu schützen.

⁹ Warenhäuser waren in der bürgerlichen Stadtordnung vorgesehene Frauenräume. Sie konnten von Frauen aufgesucht werden, ohne dass sie riskierten, ihr Gesicht zu verlieren oder eine Ordnungswidrigkeit zu begehen (Wastl-Walter 2010, 128). Letztlich sind in diesem Sinne auch in der Gegenwart errichtete Schutzzonen, etwa durch Videoüberwachung, als vorgegebene Pfade durch den männlichen Raum zu verstehen. Verlässt die Frau sie, kann ihre Unversehrtheit nicht mehr garantiert werden (ebd., 134).

durch stete Berücksichtigung der pluralen Bewohneransprüche in Analyse, Planung, Durchführung und Evaluierung ein gleichberechtigter Zugang zu den Ressourcen der Stadt herbeigeführt werden (Baumbusch, Ring und Schillen 1998, 14; Stadtentwicklung Wien Magistratsabteilung 18 2013, 17).

2.1.2. BEGRIFFSKÄMPFE

Im Konflikt um Gender Mainstreaming, wie auch Gender Planning, verdichtet sich die Polyraionalität der feministischen Auseinandersetzung mit der Stadt. Der Kampf um den Raum, seine Besetzung, Bebauung und Verwendung ist immer auch ein epistemologischer: Was als eine städtische Problemlage erkennbar ist und welche Strategien zu ihrer Lösung in Frage kommen, ist enormen interdisziplinären Schwankungen unterworfen. An seiner Aushandlung sind zahlreiche Fächer beteiligt, die teilweise mit dem gleichen Begriff arbeiten, der völlig verschiedene Bedeutungen trägt – beginnend bei der Definition des Forschungsgegenstandes Stadt. Je nach Disziplinzugehörigkeit sowie der jeweiligen Position ist das Erkennen der Stadt mittels Paradigmen und Normvorstellungen geschult, von denen die einflussreichsten hier betrachtet werden (Jessen und Siedentop 2018, 2466).

Während die einen die Popularisierung von Gender Planning als großen Erfolg verbuchen, kennzeichnet sie für die anderen die Entschärfung widerständiger Positionen. Demnach birgt die Bestimmung unterscheidbarer Bedarfslagen von nach Alter und Geschlecht differenzierten Gruppen die Gefahr, selbst Rollenverhältnisse festzuschreiben (Foran 2013; Birkholz 2021, 16–17). Die Anpassung von Bus und Bahn Fahrplänen an die Wegeketten von Müttern, die noch vor der Erwerbsarbeit ihre Kinder in Betreuungseinrichtungen bringen, greift nicht die Unausgewogenheit von Care-Arbeit, die Einrichtung von Rückzugsorten auf Spielplätzen nicht das beidseitige Unbehagen, wenn Jungen sich zurückziehen oder Mädchen bolzen wollen, und das Platzieren von Frauenparkplätzen nicht die Angst an. Gender Planning identifiziert ein Problem der Ressourcenverteilung – häufig gemessen als Raum-Zeit-Budget –, das durch Umverteilung gelöst werden kann: Wenn jede Gruppe bereitgestellt bekäme, was sie zur Erledigung ihrer Pflichten benötigt, wäre schließlich die gerechte Stadt verwirklicht (Stadtentwicklung Wien Magistratsabteilung 18 2013, 23–24). Diese technokratische Herangehensweise lässt diejenigen städtischen Bedingungen, die die verschiedenen Ansprüche hervorbringen, unerwähnt. Meist einer einseitigen Top-Down-Perspektive verschrieben, sucht sie erst gar nicht nach Orten, Initiativen oder Praktiken, die die hierarchische Raumorganisation untergraben oder aufheben.

Die Kontrolle über Raum ist Macht: Postkoloniale Studien demonstrieren, dass die Planung des kolonialisierten Raums und die Herstellung der Repräsentationen von ihm, „ein maßgebliches Werkzeug (post)kolonialer Unterwerfung sind (Birkholz 2021, 13; Edensor und Jayne 2011, 26). Die Produktion von Wissen über die zu Beherrschenden geht damit einher. Es war die Neugier am exotischen Fremden, das die Ethnographen in die entfernten Kolonien

ziehen ließ. Und es war die von ihnen gesammelten Kenntnisse, die Kolonialisierung vorwärts trieben. Die Erforschung der Stadt entspringt der gleichen Mixtur aus Neugierde und Kontroll-drang, wie Rolf Lindner (2004) in seiner Rekonstruktion der Anfänge der Stadtforschung ausführt. Im 19. Jahrhundert war die Stadt begriffen, zu etwas Neuem zu werden. Es bildete sich eine neue soziale Klasse von Arbeitern, die auf der anderen Seite der Stadt, fernab bürgerlichen Gediegenheit, in neu entstehenden Vierteln lebte.¹⁰ Das Leben in diesen Armenquartieren war dem wohlhabenden Städter nicht nur räumlich fern, es war ihm auch unbekannt. Die neuen Ecken der Stadt wurden das Andere seiner bekannten Stadt, deren Wesen er sich in seiner Vorstellung zusammenreimte: Dort wohnten die Dreckigen, Lasterhaften und Kranken (ebd., 19).¹¹ Solch einer Alterisierung ist die Konstruktion einer Bedrohung durch das Fremde inhärent, im Zuge dessen den Armenvierteln die Gefahr zugetraut wurde, die Regeln und Grenzen der eigenen Stadtorganisation anzugreifen: „Es ist also die räumliche Absonderung der unteren Klassen, die Anlass zur Sorge und *damit* zur Forschung gibt“ (ebd., 13, Hervorh. im Original). Der Aufbruch der ersten missionarischen Stadtforscher in die *Wild Side* der Stadt ähnelt also in der Motivation (Neugier am Fremden) und der Zielsetzung (Zivilisierung) dem Aufbruch zu den Wilden auf der anderen Seite des Planeten.

Bis heute bestehen diese Parallelen in der Stadtforschung, deren Methodik dieselbe geblieben ist (ebd., 34). Das Kartieren etwa geht zurück auf medizinisch-epidemiologische Prävention, die Seuchenherde der Cholera-Epidemie ausfindig machen sollte (ebd., 13). Die medizinische wurde mit einer „sozialen Pathologie“ (ebd., 144) angereichert, so dass Krankheitsbefall und Sittenlosigkeit zu zwei Seiten desselben Problems gemünzt wurden. Der Anwendungsbereich des Kartierens vom Werkzeug der Kolonialisierung bis zur Festschreibung *sozialer Brennpunkte* bezeugt die Problematik, die der Karte anhaftet. Sie bestimmt einen Ort, zieht Grenzen, wo vorher keine waren, und verortet innerhalb ihrer einen sozialen, thematischen oder gefährlichen Zusammenhang, aus dem sich Handlungsbedarf befähigt (ebd., 144–45). In der Geographie ist das Kartieren dennoch kontinuierlich das angesagte Mittel zur Beschreibung der wirren Verbindungen von Raum, Dingen und Menschen in ihnen. Eine ähnliche Beharrlichkeit zeichnet sich bei den Begriffen ab. Obwohl auch sie einer konstruktivistischen Überarbeitung unterliefen, behält das substantielle Raumkonzept seine fachinterne Gültigkeit (Wastl-Walter 2010, 29). Es blendet die politischen, wirtschaftlichen und sozialen Bedingungen

¹⁰ Der Ost-West-Gegensatz, der sich als topographische Trennung in den wachsenden Städten Europas herausbildete, wird oft auf die vorherrschenden West-Winde zurückgeführt: Die Industrien siedelten sich im Osten an und mit ihnen die Siedlungen für ihre Arbeiterschaft, während im Westen die Luft für das Bürgertum rein blieb (Lindner 2004, 12). Für die Montanindustrie und insbesondere den Bergbau galt diese Wahlfreiheit nicht. Ihre Standorte sind an Kohlevorkommen gebunden.

¹¹ Die Konstruktion solcher Viertel war neben ihrer diskursiven auch eine ungemein körperliche. Der Gestank und Schmutz war das Unerhörte und kaum zu Ertragene für die reinlich gehaltene Ordnung (Lindner 2004, 19–20). Sie wurden als Ausdruck des inneren Verfalls der Individuen und Gemeinschaft interpretiert und werden es bis heute (Roy 2011, 225).

von Räumlichkeit aus, womit der Raum zu einer angenehm leicht zu erfassenden Größe wird. Die Stadt sei eine unabhängige, über die Zeit stabile und jenseits ihrer theoretischen Kategorisierung empirische Tatsache (Jessen und Siedentop 2018, 2469). Dieses Container-Modell ist, was behavioristische Deutungen von *Problemvierteln* als Fehlleitung von Verhalten billigt: Räumliche Unordnung führe zu sozialer Abweichung; räumliche Ordnung führt zu sozialer Konformität. Es sind die gleichen blinden Flecken, für die Gender Mainstreaming Strategien kritisiert werden (Wastl-Walter 2010, 137). Von der Annahme verführt, die bloße Veränderung materieller Gegebenheiten bringe tiefgreifende Veränderung sozial verfestigter Hierarchien mit sich, kratzen sie zumeist nur an der Oberfläche räumlicher Geschlechterorganisation. Das ist der ideologische Kurzschluss, den kritische Stadttheorien den dogmatischen Urbanisten unterstellen: Gesellschaftliche Herausforderungen erscheinen als räumliche, soziale Parameter werden als räumliche gemessen (Bourdieu 2010). Die Planung, „Arzt des Raumes“ (Lefebvre 2019, 79), behandelt die urbane Pathologie mit dem Ziel, Abnormalitäten zu harmonisieren und zu heilen – ohne dafür aber die Kraft zu haben, wie im nächsten Kapitel dargelegt werden wird.

In diesen Begriffs-Diskussionen kündigt sich die Kluft an, die sich zwischen feministischer Planungspraxis und Theorie auftut. Sina Birkholz (2021) kommt zu dem Schluss, dass Gender Planning am biologistischen Genderkonzept, zumindest implizit, festhält. Denn angesichts der doppelten, reziproken Fluidität von Gender und Raum, die in der Theorie als anerkannt gilt, drohe eine Überforderung.¹² Der Anspruch des Gender Mainstreamings, für alle zu planen, führt durch das Verharren in der Apparatur universeller Rationalität nicht selten zur essentialistischen Fixierung von Identitäten.¹³ Es scheint, die zwei Bereiche Feministische Stadtplanung und Feministische Stadttheorie bildeten zwei eigenständige und disparate Diskursfelder ab, oder in Ruth Beckers Worten:

„Während sich Protagonistinnen des theoretischen Diskurses darum sorgen, durch die Benennung von Geschlechterunterschieden in Raumzugang und Raumnutzung zu jenem ‚doing gender‘ beizutragen, dass das hierarchische System der Zweigeschlechtlichkeit immer wieder von neuem reproduziert, werden in den Kommunen ‚frauenfreundliche‘ Planungen auf der Grundlage der Analysen der 1970er und 1980er Jahre ohne jeden Rekurs auf neuere theoretische Erkenntnisse entwickelt“ (R. Becker 2010, 815).

¹² Birkholz erschließt anhand zweier im Jahr 2020 veröffentlichter Handbücher das begriffliche sowie epistemologische Spektrum zwischen den Disziplinen, die am Verstehen und Gestalten der Stadt und ihrer geschlechterspezifischen Wirkmacht beteiligt sind. Am einen Ende steht das von der Weltbank herausgegebene „Handbook for Gender-Inclusive Urban Planning Design“, am anderen das „Routledge Handbook of Gender and Feminist Geographies“ (Birkholz 2021, 5). Sie bieten sehr verschiedene Antworten auf die Frage wie Raum und Gender zusammenhängen, wie man ihre Zusammenhänge praktisch adressiert und welche Ziele man damit umsetzen kann und soll.

¹³ Für Gender Mainstreaming Ansätze ist es gängig, Geschlecht als gegebene Identitätskategorie zu konzeptualisieren, die durch weitere Kategorien wie Migrationsgeschichte oder Alter ergänzt werden kann (Birkholz 2021, 27). In dieser reduktionistischen Konzeptualisierung erschöpft sich das, was die Autoren von Handbüchern zum Gender Planning unter Intersektionalität verstehen.

Der Transfer zwischen den Sphären beschränkt sich auf die Übernahme einzelner isolierter Modelle, die sich in das jeweilig herrschende Regelwerk einfügen können, ohne seine Grund-feste zu irritieren. So kommt zum Vorschein, dass gendersensible Planung zwar beabsichtigt „Bedürfnisse einer Zielgruppe in bestehende Planungspraktiken zu inkorporieren“ (Birkholz 2021, 28), nicht aber, die „Logiken und Praktiken des Planens einer gender-sensiblen oder feministischen Perspektive zu unterziehen“ (ebd., 28).¹⁴

Das findet sich an anderer Stelle. Feministische Wissenschaftskritik richtet ihren Blick auf die fragwürdige Rolle des Architekten und Städteplaners. Ihre Selbstverständnisse, die oftmals hinter Entwurf und Materie verschwinden zu scheinen, sind doch mit ihnen eingemeißelt. Diskurstheoretische Auseinandersetzungen mit städtischen Narrativen zeigen, dass urbane Entwicklungen als solche natürlichen Ursprungs vermittelt werden.¹⁵ Wenn die Stadt ein wild wuchernder Organismus ist, ist der Architekt der Stadt das, was der Mediziner der Krankheit, der Dompteur dem Löwen und der Förster dem Urwald ist. Er ist die Instanz, die Ordnung über urtümliches Chaos bringt (Dörhöfer und Terlinden 1998, 34). Nach seinem Entwurf ordnen sich das Leben auf der Straße, in der Wohnung, bei der Arbeit und in der Schule, er stiftet räumlich-gesellschaftliche Orientierung.

„Doch wer entscheidet, was Ordnung, was Unordnung sei? Wer legt die Kriterien fest, bestimmt die Prioritätensetzung der gesellschaftlichen Erfordernisse [nach denen gestaltet wird]?“ (Dörhöfer 1990, 258).

Die Architekturtheorie ist voller Urteile, welcher Bau ein guter und welcher ein schlechter sei. Ist die Evaluierung zwar kohärent argumentiert, irritiert den sozialwissenschaftlich geschul-ten Blick die meist spärliche Verwendung von Quellenverweisen für ihre Legitimierung. Eine der wenigen, dafür entscheidende, Referenz für die Herleitung gültiger Normen ist Vitruv, der 25 v. Chr. den römischen Kriterienkatalog für ein gutes Haus verfasste. Er legte firmitas, utilitas und venustas als die Maßstäbe fest, anhand derer sich die Güte eines Bauwerkes messen ließe. Es müsste demnach stabil und sicher, nützlich und angemessen sowie symmetrisch und schön sein (ebd., 255). Kerstin Dörhöfer ermittelt die strukturelle Kontinuität des

¹⁴ Die Verschiedenheit der zwei Ansätze zeigt sich deutlich darin, auf welcher Ebene sie je feministische Raumproduktion umsetzen wollen: Die einen wollen Stadt über institutionelle Planungsinstanzen formen, die anderen durch aktivistische Intervention (Birkholz 2021, 5).

¹⁵ Frank Eckardt unterscheidet in die organische Erzählung der schrumpfenden, wachsenden, absterbenden oder reifenden Stadt und in die der organischen Stadt, die durch seinen Planer atmen, fließen oder gedeihen kann, welche er als die moderne Erzählung bezeichnet (2014, 36). Auch in Martina Löws (2012) Betrachtung sexualisierter Städtedarstellungen ab dem 19. Jahrhundert kommt im Bild der wuchernden Stadt die biologische Konnotation zum Vorschein, die mit der bürgerlichen Angst vor Kontrollverlust einhergeht. Nicht nur die alleingehenden, gar berufstätigen Städterinnen wurden als Symptom der Eruption gesellschaftlicher Ordnung verformt, die Stadt selbst war in Form einer sich hingebenden und sich öffnenden, verschlingenden Frau verkörpert (ebd., 203). Und bei Fahim Amir und Christina Linortner wird die vielfache Verwendung des Habitat Begriffs, der in der Biologie den speziellen Lebensraum einer Art bezeichnet, in der Stadtforschung selbst aufgeschlüsselt (Amir und Linortner 2013, 2). Der Stadt wird in vielfacher Weise eine urtümliche Naturhaftigkeit zugeschrieben – sei es in der Analogie zum Körper eines lebenden Organismus oder in der graduell zu- oder abnehmenden Wildheit.

Ordnungsideals, beginnend bei Vitruv und seinen Zeitgenossen in der Antike, über ihre Wiederentdeckung in den Militärbaukunst der Renaissance bis zur funktionalistischen Avantgarde der architektonischen Postmoderne.¹⁶

“Ingenium, Wissenschaft und Kunst sind Sache des Mannes, so auch Architektur und Städtebau, basierend auf Mathematik und Geometrie, Vermaßung und Berechnung. Durch sie erhält die Architektur Standhaftigkeit und Schönheit, Vollkommenheit, das ewig Gültige als Abbild der Ideen, die des Mannes sind. Der Architekt setzt sie um, ist Schöpfer.“ (Dörhöfer 1990, 272).

In der Geschichte vom unordentlichen Chaos ist der Architekt der, der den Plan für das menschliche Leben entwirft, er ist Architekt der Welt. Jener Selbstentwurf des Architekten bestimmt seine Mission, allerdings schreibt sie nicht die konkreten Ausgestaltungen vor. Die Normen des guten Bauens sind historisch flexibel, sie unterliegen Stilumbrüchen, gesellschaftlichen Erfordernissen und technischen Möglichkeiten. Was als sicher, nützlich und schön gilt, ändert sich (Zahiri 2017, 7).¹⁷ Beispielsweise erlebte die Altstadt in Zuge der Krisenwahrnehmung ab den 80ern einen Imagewandel. Als funktionell und räumlich differenzierte

¹⁶ Mit der Rückkehr der antiken Prinzipien der Geometrie und des Idealismus wurde die Berechnung und Vermessung der Welt zur Aufgabe und zum Zweck. Es war das Maß des Menschenmannes, das an die Welt angelegt wurde (Dörhöfer 1990 [1986], 263). Die auftauchenden Ingenieure suchten in der Form ihrer Einfälle universelle Vollkommenheit (ebd., 261). Auch moderne und postmoderne Architektur ist vom Streben nach dem Ideal der Stabilität, Zeitlosigkeit und Erhabenheit angetrieben, das sich im Entwurf der richtigen, der guten, der idealen Form der ungeformten Welt verwirklicht. Das Planen repräsentativer Bauten kommt der Vollkommenheit am nächsten. Ihre Funktion erschöpft sich in der Machtdemonstration des Bauherrn, so dass keine weiteren lästigen Inhalte die Formvollendung stören (ebd., 272). Demgegenüber ist das Wohnhaus nur Inhalt und profane Nebensächlichkeit. Diese Abhandlung zur Männlichkeit von Ästhetik und Planung in der Architektur ist als Teil der Suche nach einem weiblichen Gegenprogramm zu verstehen, die vor allem in den 70er Jahren aktuell war. Ist die Architektur und die Städteplanung ihrem Inhalt nach am Mann ausgerichtet, müsste, „da die Form dem Inhalt Ausdruck gibt, [...] sich auch Konstruktion und Ästhetik als patriarchalische“ (Dörhöfer und Terlinden 1985a, 7) entlarven. Dieses Projekt wurde nicht lange verfolgt und spätestens mit der Entnaturalisierung weiblicher Charakteristika und ihrer Identifizierung als Zuschreibungen zum „mythologisch und biologistisch“ (Dörhöfer und Terlinden 1998, 26) begründeten Fehltritt erklärt und ad acta gelegt. Margrit Kennedy trennte sich nicht völlig von der Idee geschlechtlich bedingter Architektur und formulierte die polare Ästhetik in Affinitätstendenzen durch Sozialisation um (Baumbusch, Ring und Schillen 1998, 17). Architektinnen und Planerinnen würden demzufolge von einem anderen städtischen Erfahrungshorizont als Männer ausgehend bauen: Die urbanen Funktionen überschneiden sich in ihrem Alltag; sie kennt die Wege und Orte der Reproduktion sowie diejenigen der Produktion und ihr sind auch die Perspektiven der alten, jungen oder gebrechlichen Personen, die sie versorgt, nicht fremd. Andere Architekturtheoretikerinnen pflichten Kennedy in den Punkten bei, dass Frauen weniger nach dem einen großen Idealentwurf ihrer Karriere, „ein Mann, eine Skizze – à la Le Corbusier“ (Pollack 2021, 60), streben, eher die Funktionen und Bedingungen für die Nutzerinnen zentrieren und flexiblere Anpassungen einkalkulieren (Baumbusch, Ring und Schillen 1998, 17–18; Kail 1991a, 178–79).

¹⁷ Die Durchsetzungskraft der Ingenieurwissenschaften und die Abtrennung der Planungsdisziplin von der Architektur, die sich selbst als Städtebaukunst versteht, wird auch innerhalb des Faches kritisch beäugt (AG Arch Ruhrgebiet 1990). Mit dem modernen Wahn nach mathematischen Kennzahlen, mit ihrem blinden Vertrauen in naturwissenschaftliche Methoden rutscht die bauliche Qualität des Schönen aus dem Augenmerk der Planung. Was schön ist, was als schön wahrgenommen wird, ist nicht verallgemeinerbar, es ist subjektiv und kaum zu quantifizieren. Es kann nicht in die Berechnung der Stadtplanung aufgenommen werden. Das Resultat der Ausklammerung ästhetischer Qualität seien Städte, die nach empirischen Datengrundlage strukturiert, jedoch nicht geplant werden – im Sinne der Schönheit von Vierteln, Plätzen und Straßen (Mäckler 2017, 2–3).

Wohnsiedlungen begannen, das Stadtbild zu bestimmen, wurde die Sehnsucht nach der Eigentümlichkeit und Authentizität der Altstadt populär. Sie wurde zum Ort der funktionierenden, zusammenhängenden und wertvollen Stadt der Vergangenheit erklärt und ihr zugeschriebene Attribute von Dreck, Enge und Verwahrlosung wurden umgedeutet (Löw 2012, 148).

Auch die Raum- und Stadtplanung ist von einer spezifischen Rationalität geleitet – einer technischen und zunehmend auch ökonomischen (Zahiri 2017, 3–4). Lange war sie ausschließlich dem Modell des Comprehensive Plannings verschrieben (Kuder 2024, 19). Es setzt für die Abwägung, ob ein Plan ein guter oder ein schlechter ist, auf die Gegenrechnung der messbaren Kosten gegenüber dem erwartbaren Nutzen. Die Information über die Stadt, die die Planung dafür nutzt, sei vollständig und substantiell, ihre Ziele widerspruchsfrei. Die Annahme, durch Quantifizierung und Zweckorientierung die eine korrekte, da von der Vernunft abgeleitete, Entscheidung ableiten zu können, ist von feministischer Wissenschaftskritik ausführlich als Legendenerzählung dekonstruiert worden:¹⁸

“Feminists have pointed out that capitalist and patriarchal interests play a significant role in deciding not only how much a resource is worth but also which resources are considered valuable at all” (MacGregor 1995, 37).

Zwar versteht die Planung ihre Rationalität als die objektiv richtige, die universelle zur Herangehensweise an die Stadt (R. Becker 2010, 811), ist dabei aber nur eine unter vielen. Planung und Architektur sind nicht frei von epistemologischer und ideologischer Ausrichtung – wenn auch sie hinter der Zielsetzung, eine gute oder schöne oder sichere Stadt zu bauen, einigermaßen erfolgreich verborgen bleibt. Für wen die Stadt gut ist, wen sie schützt, an welchen Stellen sie verschönert wird und an welchen sie ungeplant bleibt: Das sind alles Resultate einer Wahl. Der uns umgebene Raum ist durch etliche solcher Entscheidungen zu seiner Form gekommen, an der sich die Rollenbilder seiner Entscheidungsträger in Forschung und Planung ablesen lässt. Und nicht nur die Vorstellung des guten – richtigen – Lebens schwingt mit, auch die, wer es verdient. Die technokratische Anwendung der Kenntnisse über das Wissensobjekt Stadt (Haraway 1991, 258), wie sie von staatlichen und privatwirtschaftlichen Akteuren der Planung vorgenommen wird, verliert angesichts feministischer und dekolonialer Epistemologie ihre universelle Legitimation. Stattdessen kommen die vielen anderen Schichten des Wissens über und der Gestaltung von Stadt an die Oberfläche.

¹⁸ Für den Städtebau machte das etwa Dolores Hayden, die das suburbane Einfamilienhaus als ökonomisch, ökologisch und sozial untragbar charakterisiert. Sein Verbrauch an Energie, Arbeitskraft und Finanzierung geriet in den USA außer Kontrolle, und letztlich in eine Krise (Hayden 2002, 54–55). Feministische Gegenentwürfe implizierten immer auch die Absage an die Effizienz Behauptung der baulichen Konzentration auf die Nuklearfamilie. Dass etwa die Hausarbeit gemeinsam schneller erledigt werden könnte als in der isolierten Wohneinheit, war den Planerinnen von Einküchenhäusern klar. Auch durch technische Rationalität hervorbrachte Entwürfe beinhalten die schöpferische Geste des Planens: die Welt nach einer Sichtweise zu gestalten.

2.1.3. REALITÄTSKÄMPFE

Das Ringen um die Begriffe, die die Stadt erkennbar und planbar machen, ist Ausdruck ihrer Vielgestaltigkeit. Sie ist Baumasse, Straßennetz, Landschaft, Lebenswelt, Chance, Barriere, Legende, Bild und Fiktion zugleich. Darüber, dass in dieser wirren Ansammlung wertvolle Erkenntnisse darauf warten, vom Wissenschaftler gefunden zu werden, ist man sich einig. Darüber, was in der Stadt erkannt werden kann, nicht. Bilden sich in ihr allgemein-gesellschaftlichen Verhältnisse ab? Oder ist sie wie ein Fernrohr in die Zukunft zu verstehen, so dass sich an ihr Antworten auf dringende Fragen des Zusammenlebens ablesen lassen? Ist sie Motor gesellschaftlicher Entwicklung? Gibt Impulse für individuelle Handlung? Welche der Dimensionen, in denen die Stadt zutage tritt, Objekt der Forschung wird, hängt vom jeweiligen Erkenntnisinteresse ab. In diesem Kapitel wird nur ein Bruchteil der Herangehensweisen an städtische Vielheit abgeklappert und dennoch wird klar werden, dass es so viele Realitäten der Stadt gibt wie Blicke auf sie.

In der Soziologie tobt seit Jahrzehnten die Debatte um die Frage, in welchem Ausmaß die Stadt als eine autonome Größe untersucht werden sollte – wovon die feministische Stadtheorie weitestgehend unberührt bleibt. Die in den 1920er Jahren aufkommende Chicago School gilt als Pionierin derjenigen Stadtforschung, die, angelehnt an Georg Simmel, ihren Untersuchungsgegenstand als ein Labor versteht (Jessen und Siedentop 2018, 2467). Dadurch, dass der Forscher sich in das städtische Labor begab, konnte er die Abläufe, Orte, Bräuche und Leben einzelner Milieus ethnographisch-journalistisch beobachten. In ihnen würden sich gesellschaftliche Dynamiken, die Aushandlung neuer, moderner Subjektivität und somit die Gesellschaft selbst „wie in einer Sammellinse“ (Lindner 2004, 122) kristallisieren. Für die vierzig Jahre später entstehende New Urban Sociology hingegen sind es Friedrich Engels Beschreibungen in „Die Lage der arbeitenden Klasse in England“ (1845), die den Auftakt für die systematische und nicht-voyeuristische Beschäftigung mit städtischen Lebenswelten machen: „Seine Analyse fällt deshalb als eine Anklage nicht der arbeitenden Armen, sondern der Umstände und Bedingungen aus, denen sie unterworfen sind“ (Kemper und Vogelpohl 2013, 14). Im deutschsprachigen Raum sind es heute Vertreter des Eigenlogik-Ansatzes und der Kritischen Stadtsoziologie, die die erfahrbare Einheitlichkeit und Stabilität einer Stadt weiterhin diskutieren. Letztlich ziehen sie aus der Bearbeitung des Spannungsfeldes zwischen der Allgemeinheit vom städtischen Zusammenhang und der Partikularität seiner diversen individuellen Realitäten verschiedene Schlüsse (Häußermann 1994, 235).¹⁹ Für die einen kommt die

¹⁹ Erscheint die Gesellschaft in der Stadt – ist sie ihre Bühne, ihr Spiegel? Oder ist die Stadt gesellschaftlicher Akteur – über das Allgemeingesellschaftliche hinaus? Die Frage um den theoretischen Subjektstatus der Stadt wird nicht geklärt werden. Denn die trennscharfe Unterscheidung zwischen „issues in cities“ und „issues of cities“ (Jessen und Siedentop 2018, 2469) ist undurchführbar: Was allgemein gesellschaftlich, was genuin urban, ist zunehmend zu einem globalen Netz verwoben. Der in der deutschsprachigen Stadtforschung vorwiegende Ansatz der Eigenlogik nach Martina Löw untersucht Städte als spezifische Ordnungsstruktur für das

Stadt als eine dokumentierbare, charakteristische Vergesellschaftung ihrer Bewohner zum Tragen, für die anderen in den diversen dokumentierbaren, für die Gesellschaft charakteristischen – also hierarchischen – Differenzen ihrer Struktur (Löw 2012, 76; Kemper und Vogelpohl 2013, 23).

Die Teilnahmslosigkeit feministischer Stadtforschung an diesen Debatten rührt daher, dass ihre Kritik am Ausblenden der gesamten Lebenswelt der Städterinnen auf taube Ohren bei den anders beschäftigten Stadtforschern traf. Letztere konzentrierten ihre Aufmerksamkeit auf die städtische Produktionsstruktur, wohingegen Frauen nur „in Form von Nettoproduktions- und Fruchtbarkeitsraten, Heiratsquoten und Anzahl der Kinder [...] sichtbar“ werden (Wastl-Walter 2010, 134; Schuster und Höhne 2017, 12). Der feministische Blick auf das Wissensobjekt Stadt entwickelte sich überwiegend autark. Er schloss rein voyeuristische Devianzbeschreibungen von Beginn an aus, da es ihm um die Darstellung von Unterdrückten, die in eine Lage gedrängt wurden, ging. Denken wir etwa zurück an die Wohnungspflege durch Beamtinnen in der Weimarer Republik, die der misslichen Wohnsituation der Arbeiterfamilien statt bestrafend erzieherisch begegnete und damit kleine, aber tragende Aufwertungen anstieß. Obgleich der Blick lange eindimensional beschränkt war, wurde die Ursache für räumliche Verhältnisse stets in den sozialen Verhältnissen gesucht. Weder die „Stadt als Laboratorium der Gesellschaft“ noch die „Stadt als distinktes Wissensobjekt“ (Löw 2012, 31) war ihrem Zweck, Arbeits- und Lebensbedingungen in ihrer Ungerechtigkeit abzubilden und Verbesserungsvorschläge zu entwickeln, angemessen. Da sie die Perspektive der marginalisierten städtischen Realitäten einnahm, hatte feministische Stadttheorie noch nie das Interesse, die Stadt als Ganzes darzustellen.

Die frühen feministischen Auseinandersetzungen mit der Stadt konzentrieren sich auf ihre materielle Gestalt. Durch Männerhand geplant, sei die gebaute Stadt Materialisierung des hierarchischen Geschlechterverhältnissen. In Form von Zimmergröße, Wohnungsbau oder Verkehrsplanung erscheine das unterdrückerische Rollenbild mit der an das Haus gebundenen Frau und der Abwertung ihrer ökonomischen Aufgaben. Die Frau würde eingeschränkt, ausgebremst und darin gehindert, ihrer zugewiesenen Tätigkeit zum einen nachzukommen und zum anderen alternative aufzusuchen (Dörhöfer und Terlinden 1985a, 7). Mit der Rekonzeptualisierung von Geschlecht jenseits biologistischer Eindeutigkeit stellten sich auch neue Fragen an seine räumliche Bedingtheit. Es sind unsere Körper, die uns im Raum platzieren. Ohne ihre vordiskursive Essenz, befinden sich Geschlechtlichkeit und Körperlichkeit in andauernden Herstellungsprozessen, an denen auch der Raum beteiligt ist. Dieser Perspektivzuwachs fordert auch ein Neudenken von Raum ein. Ist auch Raum analog zu anderen materiellen Verfestigungen sozialer Konstruktion unterworfen, gibt es keinen Grund zur Annahme, er sei

Leben ihrer Bewohner und will sich so der Stadt als Forschungsgegenstand, nicht städtischen Verhältnissen, nähern (Löw 2012).

unabhängig gegeben. Für ihre Polarisierung nach Geschlechtern bedeutet das, dass Räume nicht nur vergeschlechtlicht werden, sondern sie selbst auch Wirkung von Geschlecht sind:

„Tatsächlich geht es aber um die Verräumlichung von Geschlecht. Denn es existiert kein neutraler Raum, der anhand normativer Handlungen durch Akteure ‚gefüllt‘ wird, sondern räumliche Kontexte entstehen erst durch eben diese geschlechtsspezifischen Handlungen. In diesem Sinne ist es auch nicht der vergeschlechtlichte Raum, der Handlungsfolgen determiniert, sondern die Akteure selbst verräumen im Zuge des Handelns Geschlecht und ermöglichen bzw. erzwingen damit Handlungsfolgen.“ (Wastl-Walter 2010, 75).

Um der gegenseitigen Produktion von Geschlecht und Raum theoretisch gerecht zu werden, entwickelte Doreen Massey den Begriff der „spatiality“ (Massey 1994). Anstelle des Raums tritt bei ihr Räumlichkeit. Anstelle von stabilen und steten Orten, in die Soziales gepflanzt wird, treten provisorische Plätze, die sich aus Überlagerungen sozialer Verhältnisse ergeben. Der Raum ist nicht Container, sondern Wirkmacht im gesellschaftlichen Gefüge. Eine andere feministische Konzeptualisierung von Raum, die die herkömmliche Erzählung seiner unabhängigen Gegebenheit erschüttert, ist der „paradoxical space“ von Gilian Rose (1993). Raum in zwei Dimensionen zu denken und zu kartieren, sei eine paradoxe Krux. Räume schließen sich nicht gegenseitig aus, sind entweder oder, für ihn da oder für sie, gefährlich oder sicher, heimisch oder fremd. Räume existieren auf mehr als zwei Dimensionen. Sie überlagern sich, sie liegen nebeneinander oder stapeln sich übereinander. Ein und derselbe, auf einer Karte sichtbare, Raum kann widersprüchliche Bedeutungen für verschiedene Akteure tragen, so dass der Raum für sie ein unterschiedlicher ist. Diese konstruktivistische Umdeutung des Raums zugunsten einer flexiblen und abhängigen Kategorie lenkt den Blick auf die Prozesse seiner Herstellung. Mit der linguistischen Wende geraten die Bedeutung und Symbolik der Stadt mehr und mehr ins Visier feministischer Forschung. Neben der Materialität von Bauten werden nun auch ihre Zeichenhaftigkeit und ihre situative Interaktivität als wirkmächtige Kräfte in der Produktion von Geschlecht untersucht (Dörhöfer und Terlinden 1998, 35–36).²⁰ Die Berücksichtigung der immateriellen Mechanismen der Raumkonstruktion werden von der feministischen Stadtforschung als notwendige Ergänzung aufgegriffen und mit ihren bestehenden Ansätzen integriert: „Architektur ist nicht nur gebauter Raum, sondern schließt immer das Verhältnis zwischen Raum und Gesellschaft mit ein“ (Pollack 2021, 60). Stadt ist gebaut und geplant, aber auch imaginiert und repräsentiert. Die dazugewonnenen Deutungsebenen eröffnen der feministischen Stadt zugleich neue Aktivismusebenen: Gesellschaftliche Hierarchien sind zwar in der Stadt in Asphalt gegossen und in ihren Gebäuden eingemauert, aber sie werden durch unser Reden, Handeln und Denken in und über die Stadt festgefahren. Alison Bains (2003) Studie zu weißen Teenagerinnen in Hollywood-Produktionen etwa stellt fest, dass sie

²⁰ Dörhöfer und Terlinden, die den Weg für die feministische Stadtplanung in deutschsprachigen Raum in den 80er Jahren bereiteten, räumen retrospektiv ein, nicht-materielle Aspekte von Raum und Baukörper vernachlässigt zu haben und, „daß ihre physische Existenz nicht nur aus Material und Form, sondern Bedeutungen repräsentiert bzw. durch Bedeutungen geprägt wird. Es wohnt ihnen eine Zeichensprache inne, die mehr symbolisiert, als was Konstruktion, Ästhetik und Zweck auf den ersten Blick signalisieren.“ (Dörhöfer und Terlinden 1998, 35).

ausschließlich an häuslichen oder liminalen Orten wie dem Schlafzimmer oder Einkaufszentrum dargestellt werden. Sie analysiert dieses beschränkte Bild als Teil der diskursiven Produktion von Räumen, wobei der Figur der Teenagerin keine aktive Urbanität und Teilnahme zugeschrieben wird. Hierin gründet sich ein dynamisches Moment: Was festgefahren wird, kann auch umgelenkt werden; städtische Ordnung ist als soziale Konstruktion veränderbar (Bourdieu 2010, 118; Dörhöfer und Terlinden 1998, 37).

Zwischen den sozialen und den materiellen Aspekten der Stadt spannt sich ein Feld auf, dessen Beschaffenheit die Theorie herausfordert: Wie hängen die zwei Pole zusammen? Wie wirken sie zusammen? Wie kann man sie isoliert erfassen? Eine wegweisende Option ihrer Verbindung ist die sozialräumliche Verortung bei Pierre Bourdieu: Die gesellschaftliche Position des Einzelnen ergibt sich über die Position, die er im Raum einnimmt. Die Struktur des Raums ist die der Gesellschaft. Sie wird dem Raum eingeschrieben, bis dieser selbst soziale Gebote ausstrahlt. Die relative Entfernung oder Nähe zu anderen Personen, Objekte und Dienstleistungen macht den sozialen Status aus; in ihnen kommen die „soziale Abstände zum Ausdruck“ (Bourdieu 2010, 118). Die Unterteilung in den Sozialraum und den physischen Raum ist kaum noch vorzunehmen. Indem Unterschiede der sozioökonomischen Verteilung als Unterschiede der Räume erfasst werden – etwa in der Repräsentation von *Problembezirken* – und die soziale Rangordnung durch das stete Erfahren von Distanz und Nähe auch das Denken strukturiert, erscheint die räumliche Wirklichkeit als gegebener Umstand. Eine hierarchisierte Gesellschaft kann allerdings demzufolge nur hierarchisierte Räume hervorbringen, was sich zwischen Stadt und Land aber auch innerhalb der Stadt in Viertel unterschiedlicher Wertigkeit äußert (ebd., 118). Schließlich entscheidet die Kapitalverfügung, welchen Raum Akteure für sich beanspruchen können, wo sie sich legitimerweise aufhalten können und wem sie nah oder fern sind: „Das Kapital erlaubt es, unerwünschte Personen oder Sachen auf Distanz zu halten oder zugleich sich den [...] erwünschten Personen und Sachen zu nähern“ (ebd., 120–21). Auch bei Lefebvre ist die Stadt grade darin definiert, dass sie „in einem Dazwischen“ (2019, 81) der sozio-materiellen Wirklichkeit liegt. Sie pendelt zwischen Prozessen und Herausbildungen der Allgemeinheit und Beziehungen und Begegnungen der Partikularität. Sie ist nicht ohne die Industrialisierung und neue Eigentumsverhältnisse zu denken und gleichzeitig besteht sie aus etlichen persönlichen Werdegängen, Treffen, Familien und Chancen. Lefebvre versteht die Stadt als Vermittlung zwischen diesen polaren Ordnungen der mittelbaren Ferne und der unmittelbaren Nähe (ebd., 82):

„Die gesellschaftliche Struktur zeigt sich in der Stadt, wird dort erfahrbar, bezeichnet dort eine Ordnung. Umgekehrt ist die Stadt ein Stück des gesellschaftlichen Ganzen; sie deckt die Institutionen, die Ideologien auf, weil sie diese enthält und in die erfahrbare Materie einverleibt.“ (Ebd., 97).

Damit bildet die Stadt beziehungsweise das Urbane eine eigene Stufe gesellschaftlicher Wirklichkeit, die nicht allein als Abzug einer anderen, der Architektur oder der Sozialstruktur,

erkannt werden kann.²¹ Stattdessen schlägt Lefebvre vor, die Stadt zu lesen. Man solle sie zur Hand nehmen wie ein Buch, dessen Herkunft und Kontext man zur Entschlüsselung seines Inhaltes hinzuziehen muss. Um die städtische Schrift, also die sinnlich erfahrbare Gestalt, entziffern zu können, muss der Leser über die Schrift, auf ihren ideologischen und institutionellen Überbau und unter sie, auf ihren alltäglichen und urbanen Kontext blicken (ebd., 93).²² Denn das Urbane artikuliert sich nicht allein in seiner Schrift, es ist immer auch Praxis. Das Lesen der Stadt ist selbst eine praktische Interaktion, die das Buch weiterschreibt. „Das *Urbane* ist so mehr oder weniger das Werk der Städter, anstatt dass es sich ihnen als ein System aufdrängt: als ein bereits fertiges Buch“ (ebd., 105, Hervorh. im Original). Die Stadt tritt einem laut Lefebvre nicht als eine Einheit, als eine Repräsentation oder gar als ein abgeschlossenes Subjekt gegenüber. „Die Stadt *schreibt* und *schreibt vor*“ (ebd., 84, Hervorh. im Original), das Urbane aber wird durch seine Städter gelebt, es besteht aus zahlreichen Korrelationen. Und der Stadtforscher kann es nur erkennen, wenn er zwischen den Zeilen der Stadt liest.

Raum als Plan, Kapital und soziale Position; die Stadt als Bau, Gesellschaft und Buch: Die Perspektive auf die Stadt wächst. Und mit ihr die zu berücksichtigen Ebenen, auf denen Räumlichkeit produziert wird. Renate Ruhne (2011) schlägt zur Orientierung einen vierteiligen Analyserahmen vor. Entlang der Dimensionen „I Materiell-phisches Substrat/objektive Vergesellschaftung II Normatives Regulationssystem III Interaktions- und Handlungsstrukturen IV Symbolisch-kulturelle Ordnung“ (ebd., 144) soll das zu untersuchende Phänomen gemustert werden – in Ruhnes Fall geschlechtsspezifische (Un)Sicherheiten im öffentlichen Raum. Sie befragt alle vier Dimensionen entlang der beiden Achsen Raum und Gender. Ziel ist es, die Wechselwirkungen zwischen ihnen herauszustellen (ebd., 173). Solche methodischen Hilfsmittel spiegeln die Komplexität des Gegenstandes wider, dem sich die feministischen Stadtforschung annimmt: Nicht nur sind verschiedenste Ebenen des Städtischen zu berücksichtigen, sie sind auch nicht voneinander zu trennen. Statt die Rivalität von diskursiven und materiellen Faktoren in der Raumproduktion anzufeuern, muss sie sich der Herausforderung stellen, Konzepte zur Verbindung zu finden – um urbane Probleme von möglichst vielen Seiten zu betrachten und feministische Auswege entwickeln zu können.

2.2. REALES STÄDTISCHES

Die Kämpfe um die Stadt machen sichtbar, was sonst, von legendären Geschichten und Bildern verhüllt, unsichtbar bleibt. Die Stadt ist geplanter, gebauter und gemachter Raum. Sie besteht nicht unabhängig von sozialer Norm und politisch-ökonomischen Umständen. Wer sie

²¹ Analog dazu ist es auch nicht der Architekt oder der Soziologe, der über die sozialen Beziehungen in der Stadt bestimmt. Beide Felder tragen einen erheblichen Teil zu ihr bei, aber laut Lefebvre ist die soziale Praxis das, was über die städtische Wirklichkeit entscheidet (Lefebvre 2019, 154).

²² In der Stadt teilen sich laut Lefebvre mehrere semantische Systeme mit. Sie sind Übersetzungen und Teile voneinander und sie berühren sich in der Stadt. Er spricht von der Semiologie der Macht, des Städtischen und des Alltags, die untersucht werden müssten (Lefebvre 2019, 102).

plant, erforscht und sich aneignet, verfügt über Macht. Und wer meint, sie nach naturwissenschaftlichen Parametern einschätzen und daraus die bestmögliche Planung ableiten zu können, leugnet ihre Komplexität. Die Stadt ist nicht auf ihre entweder materielle oder soziale, auf ihre allgemeine oder besondere Dimension reduzierbar. Sie ist kein passives Behältnis städtischen Lebens, sondern mit ihm vielfach interagierend. Feministische, (neo)marxistische und dekoloniale Kritiken zeigen, wer nicht zur Stadt gehört, was die Stadt nicht sein kann, und was sie nicht ist: Sie ist nicht gerecht. Aber die Stadt ist umkämpft. Man kann ihre Institutionen herausfordern und ihre Orte einnehmen, man kann sie umdeuten und an ihrer Geschichte rütteln. So werden ihre Diskontinuitäten und Brüche erkennbar. Die städtische Erzählung gerät angesichts der kritischen Hinterfragung ins Stolpern. Die schützende Hülle, die sich um die Stadt legte, reißt ein; sie wird nach und nach heruntergerissen.

2.2.1. URBANITÄT IN DER EINZAHL

Die Erzählung der Stadt handelt von Möglichkeiten, Arbeit, Anonymität und Freiheit, von Fortschritt und Gesellschaft. Sie beschwört den Begriff der Urbanität herauf, der eine Art des Bauens, Lebens und der Moderne bejubelt. Eva Kail stellt die Urbanität für ihre Exklusivität, wie sie von Feministinnen bewiesen wurde, eindrücklich bloß:

„Heißt Urbanität Kultur, Gegensatz zur Natur, hat Alltag etwas damit zu tun, wenn ja, welcher? Oder steckt die Freizeit der Flaneure drinnen? Sind Kinder und alte Leute urban? Sind Autos Bannerträger der Mobilität und des modernen Lebensgefühls, ermöglichen sie den Rausch der Geschwindigkeit, konstituierend für urbanes Fühlen? Oder sind sie als trojanische Pferde Stadtzerstörer ersten Ranges, die Urbanität vernichten? Sind Frauen urbaner als Männer, weil sie viel mehr zu Fuß gehen, das Stadtbild positiv prägen und lebendig machen mit ihren Alltagsbesorgungen? Oder leitet die ‚projektile Existenz‘ des Automobilisten den Zeitgeist? Gehören Straßenprostitution und sexistische Werbeplakate zum Merkmal des Städtischen? Was ist Erotik, wo beginnt der Übergriff im öffentlichen Raum? Ab wann verlieren Frauen die Kontrolle? Ist Gewalt gegen Frauen und Angst urban?“ (Kail 1991a, 177).²³

Heute wird uns zunehmend klar, dass Städte ökonomischen, technischen und klimatischen Veränderungen unterliegen. Man könnte meinen, dass sich mit ihnen auch verändert, was als urban gilt. Tatsächlich steht dem aber „die Faszination des Mythos der Alten Stadt“ (Sieverts 2012, 23) im Weg. Es ist die Alte, Europäische Stadt, die nach wie vor als Vorlage für die gute Stadt herhält. Und es sind ihre Eigenschaften der Urbanität, Zentralität, Dichte, Mischung und Ökologie, welche die Idealstadt ausmachen (ebd., 32). Urbanität wird, mit der Alten Stadt als Maßstab, als eine besondere Lebensqualität verstanden, die als aufgeklärte Weltoffenheit gegenüber der Provinzialität konturiert ist. Sie ist das wesentliche Kennzeichen der Alten, und damit der guten, Stadt. Die idealisierte Vorstellung eines dichten, aufregenden und gemischten Treibens hallt heute in Nachahmungen, etwa in Form von Einkaufsmalls, wider (ebd., 32–37).²⁴ Die Alte Stadt ist außerdem zentral, sie ist das Wesentliche für ihren

²³ Auch dieser Kommentar von Eva Kail kommt im Original nicht ohne die polemische Verwendung rassistischer Schuldzuweisung zur Verstärkung ihres Arguments aus.

²⁴ Dabei war selbst dieses Urban Imagery der Abenteuer versprechenden Stadt mit „diskussionsanregenden Kaffeehäusern, mit dem lockenden und unüberschaubaren Angebot vielfältiger Waren und Dienstleistungen“

Zusammenhang, in und von ihr gehen bedeutende Entwicklungen aus und sie ist mittig gebündelt (ebd., 38–40). Ihre bauliche, räumlich-visuelle und soziale Dichte ist hoch. Nicht nur drängen sich wegen der Abwesenheit von Autos und Freiflächen Gebäude zu einem geschlossenen Gebilde nah einander, in ihr sind auch Begegnungen verschiedener Art auf kleinem Raum wahrscheinlicher (ebd., 40, 49). Innerhalb der Viertel, der Straße oder sogar eines Gebäudes der Alten Stadt kreuzen sich diverse Nutzungen. Sie ist kaum differenziert. Die Definition der guten Stadt nimmt auch ihr nicht-städtisches Umland, die Natur, auf, sie ist eindeutig von ihr abgetrennt, pflegt die Beziehung zu ihr und fügt sich verträglich in sie ein (ebd., 51). Bis in die Gegenwart ist es das Bild der hübschen, kleinen, einheitlichen, ummauerten Alten Stadt, das in der Bearbeitung von Städten hervorgeholt wird. Guck, wie schön es mal war, wie gut die Nachbarn sich kannten, wir praktisch nah die Geschäfte lagen, wie wenig man das Auto brauchte, wie wohl man sich fühlen konnte! Dabei ist die Alte Stadt nur ein Abschnitt in der Entwicklung der Stadt gewesen, die heute, außer als Abziehbild und touristifiziertes Freiluftmuseum, nirgends mehr zu finden ist. Was uns in den Sinn kommt, wenn wir an urbanes Leben denken, ist also ein Blick in die Vergangenheit, oder, in Lefebvres Worten, ein Blick auf die „Ruinen der Stadt“ (Lefebvre 2019, 117).

Henri Lefebvre, einer der bekanntesten Vertreter der Stadtkritik der 60er Jahre stellt das gängige Narrativ, demnach die Urbanisierung kausal auf die Industrialisierung folgt, infrage. Er dreht den Zusammenhang um und behauptet, die Industrialisierung habe die Stadt, wie wir sie kannten, zerbrechen lassen (ebd., 53). Sie war uns bekannt als das Gegenstück zum Land. Sie grenzte sich durch die Produktionsweise ab; sie war der Ort, wo nicht landwirtschaftlich produziert wurde. Stattdessen herrschte die „Politische Stadt“ (ebd., 111) über die Landwirtschaft ihrer Umwelt und die spätere „Handelsstadt“ (ebd., 111) organisierte den Austausch von Produkten. Mit zunehmender Bedeutung von industrieller und handwerklicher verlor die landwirtschaftliche Produktion ihre Bedeutung. Die vormaligen Bauern zogen in die entstehende „Industriestadt“ (ebd., 111) und mit ihr begann die Stadt-Land-Trennung zu bröckeln. Ein paar hundert Jahre andauernder Industrialisierung und Urbanisierung später, als er in den 60ern sein Pamphlet verfasste, würde die Stadt explodieren, während sie gleichzeitig implodiere (ebd., 112). Sie dehnt sich immer weiter aus, ihre Lebensweise erreicht immer mehr Menschen und auch ihre Arbeitsweise dringt weiter in den ländlichen Raum vor. Sie zerfasert an ihren Rändern, während ihrem Kern sein Sinngehalt abhandenkommt. Das ländliche Leben ist durch die veränderten Produktionsbedingungen nicht mehr das, was es mal war: Die Differenz zur Stadt. Seine Grenzen werden vage, so dass die Erweiterung der Stadt für Lefebvre ihren Zusammenbruch bedeutet (ebd., 106–8).

(Sieverts 2012, 32) schon immer zu Teilen Produkt von Idealisierung, erzeugt durch Reiseberichte und Romane des 18. und 19. Jahrhunderts.

Urbanität beschreibt demzufolge in der postindustriellen Stadt keine Tatsache mehr, und vielleicht hat sie das nie. Gewiss sind es stets nur Bruchstücke der Stadt, die als urban gelten können – Produktion, Männlichkeit, Öffentlichkeit etwa. Die Bedeutung von Urbanität speist sich aus einer idealisierten Vergangenheit, in der kein Platz für die Fragmentierung städtischer Wirklichkeit ist. Die Stadt erscheint als eine Einheit, die kontinuierlich bis zu ihren Gründungserzählungen zurückreicht und zu jeder Zeit das gleiche Versprechen verkörpert: Sie ist das Zentrum, sie ist das Gegenteil vom ländlichen Leben, in ihr bündeln sich Bedeutung und Macht, sie bringt alle gesellschaftlichen Funktionen zusammen. Wer dieser Illusion aufsitzt, ist von der „mystifizierende[n]“ (ebd., 157) Ideologie der Stadt erfolgreich geblendet worden. Ihre Vertreter, nennen wir sie behelfsmäßig Urbanisten, meinen ihre spirituelle Suche vollende sich in der Stadt: Sie ist ein Mikrokosmos des Universums, sie ist über Weltliches erhaben (Wilson 1991, 158), sie ist Sitz des Logos (Lefebvre 2019, 63–64). Die Polis dient als Ideal, die *Agora* als Symbol für die ultimative Stadt, in der es gelingt, Freiheit sozial und räumlich zu verwirklichen (ebd., 77).²⁵ Dass Frauen, Sklaven und Metöken im antiken Griechenland per se von der städtischen Gesellschaft ausgeschlossen und einzelne Bürger nur insofern frei waren, als sie an einer kollektiven Freiheit teilhatten, wird übergangen. In einer kryptischen Geste konstruiert die urbanistische Ideologie eine Kontinuität zum heutigen Städtebau, dem damit die Bearbeitung der Frage, wie die – zivilisierte, nicht barbarische – Welt zu sein hat, anvertraut wird (ebd., 78):

„Above all, ancient cities were sacred. [...] For the ancients, the building of a new city represented symbolically the act of creation; the city represented a microcosm of the universe; and thus the map of Babylon showed the city just as the Sumerians imagined Paradise.“ (Wilson 1991, 17).

Die Stadt, in ihrer Rolle als Entwurf der Welt, spielt im modernen Narrativ von Fortschritt und Zivilisation mit. Kosmopolitismus und Urbanität sind Qualitäten der *westlichen* Stadt. Städte des Globalen Südens sind Megacitys, ikonisch repräsentiert mit dem Slum. Sie sind keine Stadt, ihre Lebensweisen und Bebauungen sind nicht urban. Sie sind informell, peripher; sie befinden sich in Grauzonen und im Ausnahmezustand. Ananya Roy begründet auf genau dieser Position und Agency am heterogenen, verschwommenen Saum die Paradigmen für Subalternen Urbanismus, der als Intervention koloniale Stadtfantasien herausfordert: „they disrupt, trouble and thereby decolonize ideas of modernity and cosmopolitanism“ (Roy 2011, 230). Die Alten Städte Europas werden für Aushängeschilder und Motoren moderner Errungenschaften auf den Gebieten der Technik, der Gesellschaftsform, der Kunst und Bildung gehalten (Edensor und Jayne 2011). Ihre beschworenen Merkmale von Dichte, Einheitlichkeit, Zentralität und Kultürlichkeit machen sie zu einem modernen, eurozentrischen Musterkind. Als in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhundert ihr Niedergang beklagt wird, wird, dem Einheitsideal der

²⁵ In dieser Denkweise wird der Städter zu einer spezifischen Seinsform stilisiert, gewissermaßen als „homo urbanicus“ (Lefebvre 2019, 76) zum Menschen schlechthin. In der Stadt bündeln sich die Menschlichkeit und ihre Fragen. Sie ist alles, und ihr Planer „menschliches Abbild des Schöpfergottes“ (ebd., 78).

Moderne nacheifernd, der Verlust eines vormalig Ganzen und Heilen gepredigt (Löw 2012, 129).²⁶ Im 21. Jahrhundert sind es die wiederbelebten Wahlgeographien, die die städtische Fortschrittlichkeit veranschaulichen sollen: Der Aufstieg rechter Parteien wird unter anderem räumlich, am sichtbaren Gefälle zwischen Stadt und Land – sowie in Deutschland zwischen Ost und West – erklärt (Bernet et al. 2019, 8). Jahrhundertalte Stadtbilder werden darin hervorgeholt, die Großstadtfeindlichkeit der konservativen bis rassistischen Kulturkritik trifft auf den liberalen bis linken Argwohn gegenüber dem barbarischen Dorf, das anders als die kosmopolitische Großstadt antifaschistischen Erziehungsbedarf hat (ebd., 7).²⁷

Urbanität als Eigenschaft und Potential war immer schon ein limitiertes Gut, mit dem Macht einhergeht. Diejenigen, die sie nicht zugeteilt bekommen, müssen sie sich erkämpfen. Frauen sind seit jeher in Städten, ihr Leben und ihre Arbeit sind aber nicht urban. Alte sind in Städten, ihre Geschwindigkeit ist nicht urban. Kinder sind in Städten, ihre Bedürfnisse nach sicheren Spielorten sind nicht urban. Städte gibt es weltweit, auch vor dem Imperialismus der Europäischen Stadt, urban sind sie aber nie gewesen. Der Parabel von Urbanität als das Ablösen von rückständigen, ländlichen Lebensstypen mit der Hauptfigur des Flaneurs, der sich in das abenteuerliche Dickicht der Stadt wirft, können die meisten nur zuhören, ohne selbst mitzumachen. Urbanität in der Mehrzahl gibt es nicht, sie ist ein singuläres Projekt. Die anderen, abseits vom Flaneur, die sich durch die Wirren der Stadt wühlen, die sich Räume aufbauen, die sich untereinander vernetzen und nach ihrem Potential greifen, kommen in der Stadt der Einzahl nicht vor. Die Suche nach alternativer Urbanität müsste mit ihrer Pluralität beginnen. Oder man lässt es gleich bleiben, den urbanen Erfolgsmythos weiter zu beweihräuchern, und schenkt stattdessen anderen Mythen Gehör.

2.2.2. STANDPUNKTTHEORIE

Das Auffallende an Erfolgsgeschichten wie der urbanen ist, dass sie von Nirgendwo her zu kommen scheinen. Beim Schreiben über sie habe ich den Eindruck, die Geschichte selbst wäre mein Gegenüber in einem ansonsten leeren Raum. Sie ist plötzlich da, wird erzählt und verbreitet, aber wer sie eigentlich in die Welt gesetzt hat, weiß man nicht mehr.

So funktionieren Mythen, ihre Verfasser bleiben unsichtbar und damit allumfassend. Donna Haraway nennt das „den göttlichen Trick, alles von nirgendwo aus sehen zu können“ (Haraway 1991, 81), den auch die Wissenschaft, als Geschichtenproduzentin, zur Genüge mittels ihrer Leitbilder der Objektivität und Wahrhaftigkeit anwendet. Wissenschaftliche

²⁶ Und das, obwohl ja mit dem Kolonialismus und der kapitalistischen Landnahme *der urbane Lebensstil* um die Welt getragen wurde. Die Nachwirkungen dieser schonungslosen Homogenisierung werden heute ironischerweise als globale Fragmentierung eines lokalen Zusammenhangs problematisiert (Löw 2012, 129).

²⁷ Dass es keine Rechten in der Großstadt gebe, da sie als Ort der Migration und Diversität rassistische, reaktionäre Haltungen verunmöglicht, stimmt nicht. Heute plant rechte Politik nicht mehr die Zerschlagung der Großstadt, sondern die Umsetzung ihrer Vision einer tolerierbaren großstädtischen Lebensweise (Bernet et al. 2019).

Repräsentationen kommen aber sehr wohl woher, jemand hat sie erstellt und dieser jemand war dabei von seiner epistemologischen, wie in 2.1.2. skizziert, sowie seiner ontologischen Überzeugung geleitet. Zwar tun sie oft so, als sei grade ihr Forschungsgegenstand unabhängig – in der Naturwissenschaft ist das die Natur, in den Sozialwissenschaften das Soziale als Ausschluss der Natur –, tatsächlich ist aber jede Frage des Wissens auch eine Frage des Seins (Hammer und Stieß 1995, 28–29). Was von der Welt gewusst werden kann, in meinem Fall, wer an der Stadt beteiligt ist und auf sie wirkt, wird ermöglicht oder beschränkt. Wie wir gesehen haben, ist die Stadtforschung bemüht, all die der materiellen als auch der sozialen Dimension zugeordneten Faktoren städtischer Wirklichkeit anzuerkennen. Ihre Polarität jedoch wird dabei allzu häufig hochgehalten, sie sind zwei artenmäßig unterschiedliche Seiten der Stadtproduktion und tragen unterschiedliche Gestaltungsmacht. Wieder ist man der „verführerischen Dichotomie in die Falle gegangen“ (Haraway 1991, 74).²⁸ Wie aber kann man dem Kreislauf ewiger Binaritäten, ausgehend von der der Natur gegenüber der Kultur, entkommen? Man kann versuchen, der Natur ihre Wirkmacht abzusprechen, indem man sie völlig der Herrschaft des Diskurses unterwirft – sie zu nichts anderem als codierten Texten macht –, oder die Natur zu reontologisieren – und somit lauter Unterdrückungen übergehen (Hammer und Stieß 1995, 29). Oder man macht es wie neomaterialistische Positionen und Donna Haraway: Um duale Wissensmuster zu überwinden, brechen sie nicht bestehende Paradigmen der Empirie, sondern die bestehende Vorstellung von Empirie auf (Coleman, Page und Palmer 2019, 8; Hammer und Stieß 1995, 29; Haraway 1995, 109). Sie sind nicht darauf aus, die konstruktivistische Dominanz abzulösen (van der Tuin 2011, 276). Vielmehr stellen sie die ontologischen und epistemologischen Grundfeste, nicht nur der Wissenschaft, an die wir glauben, auch unserer selbst und der Welt, die uns umgibt, in Frage. Sie nehmen dem Menschen sein Alleinstellungsmerkmal und verteilen es großzügig: Die Fähigkeit zu handeln, Einfluss zu nehmen, als ein Subjekt durch die Welt zu schreiten. Und auch die Materie bekommt etwas davon ab. Sie ist nicht mehr passive Basis für soziale Konstruktion. Sie ist Teil von Interaktion und Beziehungen, sie nimmt an ihnen teil (Haraway 1991, 96). Sie dann noch trennscharf vom Diskurs zu halten, ist schwierig, die beiden verlaufen ineinander, wirken zusammen und konstituieren sich gegenseitig in Interaktion. Dinge und Ideen, die die Welt besetzen, werden dann als situative Phänomene betrachtet, die immer materiell-diskursiv hervorkommen: „In this view, reality is not composed of things-in-themselves or things-behind-phenomena but things-in-phenomena“ (Jagger 2015, 330).

²⁸ Um in Hinblick auf die schier unerschöpfliche Komplexität des Städtischen trotzdem agieren zu können, müssen auch feministische Analysen strategischen Reduktionismus und Essentialismus sowie Kategorisierungen vornehmen, wie am Beispiel von Ruhnes Forschungsmuster für räumlich-geschlechtliche Phänomene demonstriert (Ruhne 2011). Entsprechend ist auch der sogenannte material turn keine Abwendung von den Schwerpunkten der ihm vorangegangenen poststrukturalistischen Positionen.

Die Interaktion ist der Materie ebenso inhärent wie uns und dem Diskurs, wir kommen in ihr zum Sein. „Nichts existiert vor dieser Relationalität“ (Haraway 1995, 109). Also gibt es nach Haraway auch keine Welt, die träge um uns herumliegt. Sie wird erst zu dem, was wir wahrnehmen. Das bedeutet, dass sie weder deterministisch noch beliebig ist (Haraway 1991, 91–92). Weder bestimmt die objektive, natürliche, äußere Welt das Wissen, das wir über sie entdecken können, noch sind wir es mit unseren sprachlichen Konstruktionen, die über ihre Gestalt, ihren Handlungsspielraum und ihre Wirkung völlig entscheiden.

„Die Welt spricht weder selbst, noch verschwindet sie zugunsten eines Meister-Dekodierers. Die Kodierungen der Welt stehen nicht still, sie warten nicht etwa darauf, gelesen zu werden. Die Welt ist kein Rohmaterial der Humanisierung [...]“ (Ebd., 94).

Die *westliche* Erzählung der Menschwerdung, mit ihren Importen aus antiken Mythen und kartesischem Dualismus, steht unter Beschuss von Seiten all deren, die nicht mit ihr Mensch, sondern sein – rassifiziertes, sexualisiertes, naturalisiertes – Anderes geworden sind. Mit der Abtrennung von seiner Natur, indem er einen Keil zwischen Natur und Kultur trieb, erklärte sich der Mensch²⁹ zum Menschen. Die Natur wurde zum Material seiner Kultürlichkeit (Haraway 2007 [1985], 271; Hammer und Stieß 1995, 27). Der Mensch erhebt sich über seinen natürlichen Ursprung: Er ist Subjekt und er macht sich den natürlichen Rest zu seinem Objekt. Seit Judith Butler wissen wir um die Beschaffenheit dieser Abspaltung, die die Macht hat, eine menschengemachte Idee zu einer unverrückbaren Tatsache werden zu lassen (Butler 2022 [1990]). Tatsächlich bedingen sich das, was wir unter Kultur, und das, was wir unter Natur verstehen, gegenseitig, es gibt sie nicht ohneeinander. Die dramatische Geschichte ihrer Trennung wird auch in feministischen Theorien allzu häufig rezipiert:³⁰ Es war mal eine ursprüngliche Einheit, sie wurde in zwei Teile zerbrochen, die unerhörterweise nicht die gleiche Bedeutung zugemessen bekommen, und jetzt suchen wir nach dem Weg zurück zu unserem gemeinsamen, gerechten Ursprung. Es diese „Heilsgeschichte“ (Haraway 2007, 240) von Einheit und Differenz, die das *westliche* Selbst und seinen Humanismus strukturiert – und die in der Postmoderne hinterfragt wird. Die Subjektposition der Kultur ergibt sich aus der Obrigkeit über die Natur und so ist das Selbst nur im Spiegel seines Anderen, das nie mehr als das ist: Die Abgrenzung des Einen, seiner Identität und Handlungsmacht. Wer als das Andere erhalten muss, variiert – denken wir nur an die vielen rassistischen, klassistischen, ableistischen Ausschlüsse, die Feminismen zwecks ihrer eigenen Einheit, mal entlang dieser, mal entlang jener Grenze, produzierten (ebd., 246): „Das Selbst ist der Eine, der nicht beherrscht wird, und dies durch die Knechtschaft der Anderen weiß“ (ebd., 272).

²⁹ Ziemlich genau der Mann aus dem *Westen* – woraus er keinen Hehl macht.

³⁰ Ebenso oft wurde sie problematisiert. Feministinnen setzten sich ausgiebig mit der die Geschlechter ordnenden Natur-Kultur-Dichotomie auseinander. Mit der postmodernen Zurückweisung des humanistischen Subjekts und der *westlichen* Philosophie als herrschaftsförmige Machtfantasien ist sie schließlich zerlegt worden.

Kritiker der Moderne trauten sich erstmals über den Tellerrand der *westlichen* Ideengeschichte zu blicken und siehe da: Es gibt reichlich Optionen, Differenz und Selbst zu konzeptualisieren. Und viele kommen aus, ohne sich den eigenen Untertan gleich in der Geburt mitzudenken. Bis die Postmoderne auf sie zurückgriff, mussten indigene, nicht-*westliche*, nicht-weiße Ästhetik und Theorie dem Einen zuwiderlaufen, damit es gelten kann. Sie entsprechen nicht dem anerkannten Erzählmuster von Wahrheiten. Das ist die Wissenschaft, die als Instanz der Einteilung von Fiktion und Fakt nicht-einige Selbst- und Weltentwürfe der Unvernunft, dem Schwachsinn und der Fabelwelt der Barbaren zuordnete. Während es mich größte Mühe kostet, mein Schreiben von der Idee eines einenden Ziels zumindest abzurücken, machen Chicana Feministinnen wie Cherríe Moraga oder Gloria Anzaldúa keinen Unterschied zwischen ihrem unbegrenzten, vermischten Selbst und dem „Borderland“ (Anzaldúa 1999, 95), in das sie sich beim Schreiben begeben.³¹

Neue Materialismen versuchen sich der Ausbeutung des Anderen, der Instrumentalisierung der Natur und der hierarchischen Dichotomie mit dem „ideologische[n] Bild des Netzwerks“ (Haraway 2007, 264) zu widersetzen. Sie zeichnen das Bild eines wirren Knäuels von Fäden, die Beziehungen sind, die von menschlichen und nicht-menschlichen Akteuren – eben das, was unsere Welt macht – eingegangen werden (Teubner 2005, 302). Das Netzwerk ist die Welt und Entitäten sind die Knoten des Netzwerks. Objekte materialisieren sich kurzfristig, ihre Grenzen werden dynamisch, nicht endgültig, verhandelt (Jagger 2015, 327). Linearität ist dem Netz fremd, es entwickelt sich nicht von einem Ursprung zu einem Ende, sondern simultan, asynchron und vielerorts (Mohanty 2003, 120). Wie zuvor ausgeführt ist die Handlungsfähigkeit im Netzwerk verteilt, sie kommt in seinen Verflechtungen zum Tragen. Sie ist nicht nur wenigen (den menschlichen, *westlichen*, männlichen – je nach Bedarf) seiner Akteure vorbehalten.³²

Versteht der Geschichtenerzähler sich aber als der Welt, über die er berichtet, entgegengesetzt, entstehen Mythen wie der der Urbanität. Scheinbar seiner Position in Politik, Zeit,

³¹ Als Chicanas sind sie queer, durch sie verlaufen Mauern und sie können nicht anders, als indefinit und unbegrenzt zu sein, zu denken und zu schreiben: „Her body, a crossroads, a fragile bridge, cannot support the tons of cargo passing through it“ (Anzaldúa 1999, 96). Die Brücke sind sie, sie enthält die Logik für solidarischen Widerstand und politische Handlungsfähigkeit durch die Grenzen der Gruppenzugehörigkeit hindurch – nicht über sie hinweg (Moraga 2015, xix). Identitäten der *westlichen* Reinheit, sind Women of Colour verwehrt: Intersektionaler Ausschluss macht sie zu einer unidentifizierten Schnittstelle, sie sind Differenz. Aus dem oppositionelle Bewusstsein formt sich Unterschiedlichkeit, die nicht Abweichung bedeutet (Lorde 1984, 116) und Koalition, die gewählt, nicht natürlich, ist (Sandoval 2000). Anzaldúas Figur der Mestiza ist die fließende, widersprüchliche Transformation: „For only through the body, through the pulling of flesh, can the human soul be transformed. And for images, words, stories to have this transformative power, they must arise from the human body – flesh and bone – and from the Earth’s body – stone, sky, liquid, soil.“ (Anzaldúa 1999, 97).

³² Der Begriff der Handlungsfähigkeit lässt stutzig werden und leitet einen manchmal in gedankliche Irren, da er ob seiner einseitigen Orientierung an der menschlichen Ausführung hinkt. Trotzdem ziehe ich ihm seinem englischen Äquivalent der Agency vor, da der wie etwas Neues klingt. Die Theorie zur Handlungsfähigkeit ist jedoch keine Frage der Zuschreibung – einer neu benannten Eigenschaft –, sondern eine der Anerkennung.

Macht und Ort transzendiert, beobachtet er die sich ihm anbietende Stadt. Indem er jedoch seine eigene Verwobenheit leugnet, kann er auch die der Stadt nicht erkennen: Sie ist nichts als das passive Material für seinen erkennenden Akt. Aus dem „Standpunkt des Herrn, des Mannes, des Einen Gottes, dessen Auge alle Differenz produziert, aneignet und lenkt“ (Haraway 1991, 87) wird die Stadt immer ungerecht bleiben, während sie greifbar gemacht wird: „Wir sind für die Grenzen verantwortlich, wir sind sie.“ (Haraway 2007, 274–75).³³

2.2.3. DIE CYBORG STADT

Die Grenzen, die errichtet und erfolgreich gepflegt, erneuert und erhalten wurde, geraten zunehmend ins Straucheln. Es wird sichtbar, dass sie durchlässig, dass sie ertragreich, aber dass sie unmöglich sind. Donna Haraway appelliert, die Stellen, wo sich hindurch geschlichen wird, und die Wesen, die die Grenze in sich tragen, auszumachen, um den sich ohnehin ankündigenden Zusammenbruch des unterdrückerischen Selbst zu beschleunigen: „Dieses Essay ist ein Plädoyer dafür, die Verwischung dieser Grenzen zu genießen und Verantwortung bei ihrer Konstruktion zu übernehmen“ (Haraway 2007, 240).

Ich meine, dass die Stadt Merkmale und Potentiale solch einer Schwellengestalt, der Cyborg, in sich trägt. Wie mittels feministischer Kritiken, Aktivismen und Pläne in 2.1. ausgeführt, ist die Stadt eine verworrene Entität aus Materie, Idee, Geschichte und Mensch. Sich auf genau eine ihrer Wirkebenen zu konzentrieren, birgt eine ontologische Bestimmung, die sich nicht selten in epistemologischer und methodischer Engstirnigkeit niederschlägt. Was wird aber aus der Stadt und meinem Blick auf das, was von ihr zu sehen ist, wenn ich die Cyborg als Element der Bezeichnung und Ziellosigkeit einsetze?

Die Eindeutigkeit der Abtrennung des Menschen vom Tier, des Menschen von der Maschine und des Physikalischen vom Nicht-Physikalischen befindet sich an einem vulnerablen Punkt, sie wird angezweifelt und demontiert. Das Tier ist dem Menschen ähnlicher denn je, weder Sprache noch Werkzeuggebrauch oder Sozialverhalten kann der Mensch noch für sich beanspruchen. Die Maschinen, die er baut, übersteigen seine Fähigkeiten. Sie sind von der bloßen Nachahmung ihrer Schöpfer zur aktiven Lenkung derselbigen übergegangen. Zumal sie das inzwischen aus dem Nichts heraus tun; wir müssen sie nicht mehr sehen, um ihre Wirkung zu spüren zu bekommen (ebd., 241–44). Auf den wackligen Grenzen balancieren Grenzwesen, die sowohl Erzählungen der Evolutionsbiologie und der Technologie als auch gelebten Erfahrungen entwachsen. Darunter ist die Frau, die bar eines vollwertigen Subjektstatus immer zwischen Natur und Kultur wandernd zu treffen ist, der Primat, der ausgiebig in

³³ Das wissenschaftliche Objektivitätsversprechen garantiert die Subjektposition des Erkennenden. Indem er das Zu Erkennende objektiviert, reifiziert er sich als die handelnde, begnadete und über sein Objekt verfügende, es sich aneignende Macht (Haraway 1991, 92). Die aus dieser Position beschworene Harmonie der Stadt speist sich aus der Hierarchie, die sie zu ihren Anderen pflegt – der anderen Bezirke, Städte und Siedlungsformen.

der biologischen Problematisierung der Menschwerdung gemustert wird und die Cyborg. Nachdem wir aus unserer ontologischen Mensch-Maschinen-Unterscheidung ein hinfalliges Relikt gemacht haben, bedarf es neuer, passenderer Muster für die Verbindungen zwischen Technischem und Menschlich-Tierlichem als die Belebung einer Maschine oder die Mechanisierung eines Organismus (ebd., 272). Die Cyborg macht sie denk- und beschreibbar. Sie ist bei Haraway zugleich fiktive Erzählfigur und gelebte Realität (ebd., 239). Dass Dichotomien von Geist und Körper, Materie und Idee, von Öffentlichkeit und Privatheit in sich und uns zusammenfallen, zeigt sie anhand der Decodierung von Körper-Informationen und der Feminisierung von Arbeitsstrukturen; heute reicht ein Gedanke an die Bedeutung, die das Virtuelle in unseren analogen Leben einnimmt, um die Vergeblichkeit des Versuchs zu begreifen, sie eindeutig zu trennen.

Wenn die Grenzen instabil werden, ist auch das von ihnen Eingegrenzte angreifbar, so Haraways Argumentation. Komme ich ihrem Aufruf nach, heißt das nicht nur, die Geschöpfe im Dazwischen, die Grenzen angreifen und durch sie verlaufen, zum Thema der Forschung zu machen, sondern auch zu ihrer Maxime. Ziel ist nicht, festzumachen, wie die Cyborg ist, ihr als ein revolutionäres Subjekt, als eine Position moralischer Überlegenheit, völliger Unschuld oder natürlicher Gegebenheit eine Identität anzuheften. Ziel ist auch nicht, Dualismen aufzulösen, sie sich in der Suche nach dem großen Ganzen vereinen zu lassen, und dabei unauffällig die mutierten Anderen beiseitezuschieben (ebd., 273).

„Dieser Weg führt nicht durch die Frau, das Primitive, den Nullpunkt, das Spiegelstadium und dessen Imaginäres. Er führt durch Frauen und andere gegenwärtige, illegitime Cyborgs“ (ebd., 271).

So klar und einfach sich ihre Sezierung der *westlichen* Denkweise gibt, so vage und offen lässt Donna Haraway ihre Zielvorgabe. Sie macht, sicherlich mittels einiger Bagatellisierung und Reduktionismen, den Ursprung allen Übels im dualistischen Hin und Her aus und streicht für ihre Cyborgs Ursprung und Ziel, Paradies und Kosmos aus dem Programm. Die Cyborg

„erhofft sich [...] von ihrem Vater keine Rettung durch die Wiederherstellung eines paradiesischen Zustands, d.h. durch die Produktion eines heterosexuellen Partners, durch ihre Vervollkommenheit in einem abgeschlossenen Ganzen, einer Stadt oder einem Kosmos“ (ebd., 241).

Das kann bedeuten, dass Widersprüche nicht nur unüberwindbar bleiben, vielmehr wird es notwendig, die Spannungen des Netzwerkes auszuhalten.

Quer durch die Stadt führen die Grenzen zwischen Natur und Kultur, zwischen der privaten und der öffentlichen Sphäre und zwischen dem Wirkbereich der Maschine und des Menschen. Städte sind Horte kultureller, politischer und ökonomischer Kontrolle, aber ihre Errichtung orientiert sich an topographischen Bedingungen und sie geraten angesichts meteorologischen Bedingungen ins Zittern beziehungsweise mehr und mehr ins Schwitzen. Nach dem Modell der *Agora* verkörpern ihre Plätze die ultimative Öffentlichkeit, sie sind aber gesäumt von privaten Haushalten und durchsetzt von Geschäften, Parkanlagen und Bahnhöfen, welche

gemeinhin als halb-öffentlich bezeichnet werden,³⁴ sie sind Sitz des Zuhauses und der Regierung, die privaten weiblichen Wesen wohnen in ihr, besetzen ihre Plätze und gehören dazu. Die Sphinx in der Stadt war niemals öffentlich und sie war niemals privat. Schon vor Wahrwerden des Traums einer Smart City, deren Bewohner ihre Daten unmittelbar und permanent an die technische Infrastruktur weitergeben, bemisst sich die Zeit des Städters, etwa wann er aufstehen muss oder wieviel Freizeit ihm nach der Arbeit bleibt, am U-Bahn-Fahrplan und sein Raum dehnt sich aus oder zieht sich zusammen, je nach Überwachung und Beleuchtung, die ihm aufwartet.

Die Stadt wurde zur Kirsche auf der Sahnetorte der Zivilisation erklärt, Vertreter wie die Polis oder Paris stehen für menschliche Meisterleistungen. Zeitgleich fürchtete man sich vor ihr. Mit der Stadt kam auch ein urbanes Proletariat auf, ein dichtes Treiben und zahlreiche Subkulturen in undurchschaubaren Gassen und Ecken, das als die dunkle, gefährliche, primitive Seite der Stadt in Zaum gehalten werden musste. Je mehr die Stadt wuchs, desto größer wurde die Angst, die Kontrolle über sie zu verlieren. Ihr krankhaftes Wuchern wurde erforscht, um es in planbare und durchschaubare Bahnen zu lenken. Die bedrohte Grenze und ihr Herausforderer sind beide Produkte derselben modernen Ordnung, wie auch die Cyborg, der Primat und die Frau alle die Grenzen, die sie errichten sollen, stets unterlaufen. Das Reine der Stadt braucht seinen Dreck, um zu scheinen. Wenn wir aber genau hinsehen, ist es so einfach nicht. Die Stadt ist weder das Eine noch das Andere, sie ist mindestens beides und höchstwahrscheinlich mehr (ebd., 274).³⁵

Das Unterfangen, die Einheit der Stadt zu fassen zu kriegen, kann nur auf Kosten des Ausblendens ganzer Lebenswelten gelingen. Ihr Charakter, das, was das Städtische ausmacht, ist laut Henri Lefebvre „eine Verschiedenheit oder besser eine Menge an Verschiedenheiten“ (Lefebvre 2019, 125). Obgleich er vielfach für seine Ignoranz gegenüber Differenzen des Städters kritisiert wurde,³⁶ denkt Anne Vogelpohl (2018) sein Recht auf Stadt als ein Recht auf Differenz feministisch weiter. Es ist die Gleichzeitigkeit der Stadt und ihrer Möglichkeiten und Begegnungen, die Differenz wahrnehmbar und auslebbar macht (ebd., 152). Urbanität,

³⁴ Im Konzept vom Halb-Öffentlichkeit scheint durch, dass Öffentlichkeit kein essentielle, egalitäre Eigenschaft des städtischen Raums ist. Tätigkeiten der Reproduktion, dem privaten Haushalt zugewiesen, machten stets auch notwendig, diesen zu verlassen. Die halb-öffentlichen Räume, die für die Ausführung der Sorgearbeiten vorgesehen waren, erfüllten allerdings nicht das öffentliche Teilhabeversprechen (Aufhauser, Bauer und Stangl 1991). Heute privatisiert und kommerzialisiert die unternehmerische Stadt ihren Raum zusehends. Er wird zu halb-privaten, halb-öffentlichen Bereichen umgeformt – ohne, dass sich vom Städter noch erkennen lässt, der Regulierung welcher privaten oder öffentlichen Instanz er an einem Ort ausgesetzt ist (Mitchell 2003). Das gilt etwa für Bahnhöfe oder Einkaufszentren, die gar Öffentlichkeit simulieren.

³⁵ Im postidenten Denken wird aus dem dualen „Eins ist zu wenig, aber Zwei sind zu viel“ (Haraway 2007, 272) das bestimmte und doch offene „Eins ist zu wenig und Zwei sind nur eine Möglichkeit“ (ebd., 274).

³⁶ Der Städter ist für Lefebvre eine von anderen Parametern – außer dem In-der-Stadt-Leben – unabhängige Figur. Für sein allgemein gefordertes Recht auf Stadt ist es unerheblich, dass die Stadt für verschiedene Gruppen eine unterschiedliche, und der Kampf um sie mit gruppenspezifischen Bedingungen verbunden ist (Vogelpohl 2018, 152).

erzählt in der Einzahl, ist eine attraktive „optische Täuschung“ (Haraway 2007, 239), auf die man leicht reinfallen kann – und teilweise auch möchte, wie ich bei mir bemerke. Es reicht aber, die Augen aufzumachen, an eigene städtische Erfahrungen zu denken oder die etlichen Darstellungen marginalisierter Urbanitäten zur Hand zu nehmen: Die Stadt ist nicht eins, sie ist voller Brüche und Unterschiede, sie ist partiell.³⁷

Wir können dabei zusehen, wie heutige Städte ihre Gestalt verändern. Ihre Ordnung ächzt unter dem Gewicht neuer Technologien, massenhafter Information und Kommunikation sowie klimatischer Krisen. Zur Entgegnung brüten die Hüter ihrer Ordnung unzählige Pläne und Leitbilder für die Stadt von Morgen aus. Das Ringen um die Kontrolle über die Stadt, zwischen Technik, Planung, Klima und Kapital, ist das Ringen um eine weitere bröckelnde Klassifikation – die zwischen Stadt und Land. Die Grenzen der Stadt waren mal meterhohe Schutzwälle, heute sind ihre einstigen Außenmauern in ihr Zentrum gerückt. Die Stadt ist dynamisch, sie wächst in die eine und geht in die andere Richtung ein, sie ist ein offenes Gebilde. Blickt man von außen auf sie, kann man sie sehen, von innen sind ihre Grenzen kaum spürbar. Seit Jahrzehnten werden ihre zerfledderten Peripherien kritisch beäugt. Ihre vormalige Form isolierter Tupfen vor ländlicher Grundierung hat sich in ein „städtisches Gewebe“ (Lefebvre 2019, 39) das entlang von Küsten, Flüssen und Kommunikationsadern fließt (Augé 2000, 182), gewandelt. Dass die Landnahme der Stadt mehr als die bloße Erweiterung ihrer Fläche bedeutet, wird seit den 60er Jahren diskutiert. Urbanisierung steht bei Lefebvre und seinen Kollegen ebenso für eine qualitative Veränderung des Städtischen wie für die Inkorporation der Arbeit, Leben und Räume des Landes (Amir und Linortner 2013, 5). Die Stadt läuft an ihren Rändern aus und entleert sich in ihrem Inneren. Sie schafft das Land, den bedeutendsten Spiegel ihres Selbst, ab, nicht aber durch Inkorporation ihres Anderen. Zwar suggeriert der Ausdruck, die Natur werde urbanisiert, die Aneignung einer ursprünglichen Natur und ihre sukzessive Angleichung, bis sie zur Stadt wird. Tatsächlich setzt Urbanisierung hingegen tiefgreifenden, sozialen und bio-physikalischen Wandel in Gang, und statt, dass sie natürlichen Raum zu urbanen Raum macht, bringt sie neue Arten von Räumen hervor: „Mit Verstädterung ist also vor allem die qualitative Transformation von Beziehungen gemeint, wobei die Stadt ein Element innerhalb städtischer Netzwerke bildet“ (ebd., 3).

Die Stadt hat sich nicht nur räumlich nach außen gestülpt, und dabei die zentrale Bedeutung ihrer Innenstädte und Altstadtkerne eingebüßt, auch ihre innere Entsprechung ist ihr abhandengekommen. Städte sind nicht mehr Herrschaftsresidenzen ihres Umlandes, Sitze jeder Entscheidungsinstanz und alleinige Stätte von Gestaltungsmacht. Herrschaft, Macht und Entscheidung diffundieren in Netzwerke. Große Teile der Welt leben miteinander digital verknüpft,

³⁷ Die Cyborg sei „ein Bezeichnungselement des Zugleich jenseits von Analogisierungen“ (Teubner 2005, 203). Was Ulrike Teubner über die Cyborg im Allgemeinen schreibt, erfasst auch das Städtische präzise.

sind mindestens infrastrukturell verbunden und nehmen Teil an der urbanen Arbeit- und Lebensweise (Sackmann und Schubert 2018, 303–4). Urban ist alles und nichts, überall und nirgendwo. Die Stadt funktioniert noch immer als Emblem, städtisch können Weltstädte sein, Megametropolen oder die Städte, die man touristisch besucht, aber viele städtische Zustände kann sie nicht (mehr) hinreichend beschreiben – die, für die Neologismen wie Zwischenstadt oder Nicht-Ort entworfen werden müssen, wie wir später sehen werden. Die Stadt ist unwesentlich und spielt sich peripher ab. In ikonographischen Konstruktionen von „Anti-Orten“ (Augé 2000, 182) wird im fiktiven Außen, fernab der eigenen Lebenswelt, eine Wesentlichkeit abgebildet. An Marc Augés Musterbeispiel Paris zeichnet sich diese Struktur markant ab: Für die Pariser der Banlieues sind die Champs-Élysées in ihrer eigenen Stadt Teil der urbanen Vorstellungswelt: „Die Stadt als Fiktion wird zum Spektakel – aber selbst für diejenigen ein fremdes Spektakel, die eigentlich sehr nahe an der Stadt wohnen und am Samstagabend auch dorthin fahren“ (ebd., 186). Das Wesen und die Zentralität der Stadt ist zur Fiktion geworden, die tagtäglich für Touristen und Konsumenten vor der Kulisse ihrer Ruinen inszeniert wird (Eckardt 2014, 82).

Dahingegen ist die Cyborg Stadt real. Ihre Realität ist partiell, peripher, unwesentlich und different. Sie ist weder gerecht noch natürlich, weder göttlich noch kosmisch, die Stadt ist nicht autonom und sicherlich keine „Illusion“ (Haraway 2007, 272).³⁸

2.2.4. KRITISCHE ASSEMBLAGE FORSCHUNG

Die Realität der Stadt als Hybrid anzuerkennen, setzt nicht voraus, dass sie frei von Fiktion ist. Und erst recht nicht, dass sie darauf wartet, von mir festgeschrieben zu werden. Nachdem ich die Stadt in ihrer fragilen Grenzposition charakterisiert habe, will ich nun abwägen, wie ich ihr begegnen kann – aus ihren Grenzen und Differenzen heraus.

Feministische Darstellungen der Welt müssen den Anspruch haben, bessere zu sein als die, die der Positivismus hervorbringt (Haraway 1991, 90). In seinem Genre dient die Welt als Inspirationsquelle für die Wahrheit, über die er unverfälscht berichtet. Ich verlange meinem Forschungsgegenstand nicht ab, dass er sich meinen Instrumenten und meinem Blick total ergibt. Im Gegenteil, ich will versuchen, eine möglichst genaue Analyse herzustellen, obgleich ich mir im Klaren bin, jederzeit reingelegt werden zu können (ebd., 94). Meine Wahrnehmung und diese Verschriftlichung davon ist nicht grade das Ergebnis einer Entdeckung, sondern das eines Austausches, in dem ich nicht der einzig aktive Teil bin (ebd., 93; Coleman, Page und Palmer 2019, 5). Will ich Erkenntnisse über städtische Zustände gewinnen, gerate ich mitten in ein Netz von Stimmen, Dingen und Positionen. Seiner Fülle, Spontanität und Agilität kann ich mit meinem Schreiben nicht gerecht werden. Ich kann höchstens die Beschränktheit – Situiertheit – meiner Position in dem Netz ernstnehmen. Ich sehe sowieso nie alles; ich kann

³⁸ „Der Eine zu sein, heißt autonom, mächtig, Gott, aber auch eine Illusion zu sein“ (Haraway 2007, 272).

sehen, worauf mein Blickwinkel Licht wirft (Haraway 1991, 87). Zumal die Szene meinem Blick ausweichen, sie ihm nur Bestimmtes preisgeben oder sie sich als was Anderes ausgeben kann. Meine Macht reicht jedenfalls nicht so weit, es ihr völlig vorzugeben. Die Stadt war trotz aller Bemühungen nie ganz nummeriert, codiert und gesteuert. Als Cyborg lassen sie ontologische Grenzziehung und Kategorisierung kalt, sie lässt sich nicht wohin auflösen oder wo hinführen.

Dieser Standpunkttheorie entsprechend ist der neomaterialistische Anspruch nicht, eine Meistererzählung oder ein Produkt der Moderne zu isolieren, es in seine Einzelteile zu dekonstruieren und so seine historische Kontingenz nachzuweisen. Der Anspruch ist, die bloße Dekonstruktion des Wahrheitsanspruchs hinter sich zu lassen und unter Eingeständnis ihrer Machteffekte eigene Erzählungen anzufertigen (Haraway 2007, 271; Coleman, Page und Palmer 2019, 6). Erzählungen, die die Interaktionen, Erfahrungen, Stimmen und soziomateriellen Prozessen, welche Praktiken und Produkte hervorbringen, behandeln (ebd., 7). Wenn ich Konstruktionen über diese Welt herstellen will, muss ich auch Verantwortung für ihre Wirkung übernehmen. Für Haraway sind die erkenntnistheoretischen, politischen, methodischen und sozialen Aspekte der Forschung untrennbar im Sinne ihres Netzwerkes miteinander verflochten (Haraway 1991, 78; Teubner 2005, 207). „Methods make worlds“ (Coleman, Page und Palmer 2019, 5), nicht weniger. Ich will keine neue Meistererzählung über die Urbanität, auch nicht eine feministische, in diese Welt setzen.³⁹ Mein Sehen und Einteilen, und schließlich die Dramaturgie der von mir verfassten Erzählung, wo sie spielt, worum sie geht, und wer eine Hauptrolle bekommt, obliegt meinem Standpunkt. Ich kann nicht von ihm weichen und ihn verlassen, um von oben auf die Dinge herabzusehen oder in meiner Vision zu verschwinden; dieser faule Trick ist der Herrscherperspektive vorbehalten. Ich bin mit meiner Forschung, ihren materiellen, sozialen und narrativen Elementen, involviert (Mohanty 2003, 110). Wir kommen aus demselben Zusammenhang, treten in ihm in Interaktion und knüpfen neue Zusammenhänge. Ebenso wie das von mir Untersuchte, bin auch ich, meine Verkörperung, mein Blickwinkel und mein Antrieb, Produkt der Geschichten, die ich höre und der Erfahrungen, die mich bewegen. Mein Standpunkt ist politisch, er ist persönlich. Ich komme woher und ich bin wo, meine Wissenschaft deutet in eine Richtung. Begonnen bei der vorsätzlichen Wahl des Ruhrgebiets als Thema bis zu der Verpflichtung gegenüber meinen Informanten, die ich beim Schreiben fühle – ich kann mich nicht verflüchtigen. Die eigene Verortung aber als Potential denn als Hindernis einzukalkulieren, macht kollektive Subjektivität, Erzählung und Handlungsfähigkeit möglich (Haraway 1991, 91). Sie wisse um die Macht einer gut erzählten Geschichte, weswegen Haraway zum „Ergreifen eben jener Werkzeuge, die die Welt markieren, die sie

³⁹ „Wir brauchen keine Totalität, um gute politische Arbeit zu leisten. Der feministische Traum einer gemeinsamen Sprache ist, wie alle Träume von einer perfekten, wahren Sprache, des perfekten getreuen Benennens der Erfahrung, ein totalisierender und imperialistischer Traum.“ (Haraway 2007, 266).

[die Cyborg] als Andere markiert hat“ (Haraway 2007, 268), dem Schreiben, aufruft. Ich maße dieser Untersuchung nicht die Verantwortung an, städtischen Zusammenhang in all seinen Facetten bis ins Detail erfassen zu müssen. Sie steht nicht alleine da. In Kombination mit anderen Perspektiven kann sie das Verständnis von Städten verbessern. Ich trage die Verantwortung für meinen Teil (Haraway 1991, 83).

Ohne die Linse des Entdeckers verändert sich die Herangehensweise des Stadtforschers an sein Sujet. Assemblage Ansätze konzipieren eine Möglichkeit, wie er mit der Komplexität und Vielstimmigkeit der Stadt in Austausch treten kann. Perspektive und Deskription der Forschung sowie das städtische Gefüge werden als Assemblage gedacht (Färber 2014, 83). Sie soll das bestehende Paradox der Stadtforschung so theorisieren, dass es ich zwar nicht lösen, aber benennen lässt. Wie schon mit Lefebvre, Löw und Vertretern der Kritischen Stadtforschung besprochen, artikuliert sich der Gegenstand Stadt in endlosen partikularen Alltagserfahrungen. Das dazwischen Liegende, die Komplexitätsreduktion von Gesellschaft ist das, was von der Stadt erscheint. Statt das Funktionieren dieser Vermittlung vorab anzunehmen, werden ihre soziomateriellen Prozesse zwischen Partikularität und Allgemeinheit mit der Assemblage zum Thema gemacht (Coleman, Page und Palmer 2019, 6). Es geht um die Frage, „welche Form des Sozialen entsteht (und nicht, aus welcher Gesellschaft die beobachtete Assemblage entsteht)“ (Färber 2014, 98).

Die Stadt ergibt sich in etlicher solcher Gemengelagen aus Akteuren der verschiedensten Beschaffenheit und Aktivität. Sie sind als provisorische Anordnungen zu verstehen, die weder zeitlich, sozial und räumlich stabil, noch starr durch ein umfassendes Regelwerk organisiert sind (ebd., 101). Im Moment der Wahrnehmung sind ihre Beziehungen schon wieder hinfällig. Angesichts der Prozesshaftigkeit, in der sich die Teilnehmer urbaner Assemblagen permanent ko-konstruieren, ist das verbale Assemblieren eigentlich treffender als die nominale Assemblage:

„in assemblierte Situationen eintreten, diese deassemblieren und dann wiederum reassemblieren, indem bestehende Beziehungen zwischen Objekten wie zwischen Objekten und Akteuren zerlegt und wiederum neu zusammengefügt werden“ (Eckardt 2021, 368–69).

Für die Anwendung in der Stadtforschung sind die theoretischen Konnotationen der verschiedenen Begriffe, die soziomateriellen Gefüge in ihrer Dynamik benennen, nebensächlich. Ob man es Assemblage (Färber 2014, 101), Rhizom (Deleuze und Guattari 2005) oder Akteur-Netzwerk (Latour 2018) nennt, hauptsächlich ist seine Dynamik und Heterogenität. In der Praxis jedoch tatsächlich die Augen offen zu halten für Handlungen aus allen möglichen Richtungen der urbanen Assemblage, ist eine Herausforderung (Eckardt 2021, 372). Die Ethnographie mit ihrem Fokus auf die detaillierte Beobachtung von Situationen bietet sich als Methode an, um plurale, auch nicht-menschliche, Beteiligung an der Stadtproduktion zu bemerken (Färber 2014, 100). Wenngleich die Assemblageforschung auch Unschärfen mit sich bringt, entfalten Studien dennoch ihr Potential. Sie ist offen für unvorhergesehene Ereignisse und Akteure, die

ansonsten übersehen werden würden (Eckardt 2021, 372). Auch diffuse Wirkmächte wie die emotionale Assemblage der Verbundenheit von Menschen zu einer Landschaft können mit ihr durchdrungen werden (ebd., 374). So generiert die Assemblageperspektive komplexe Einblicke in spezifische lokale Bedingungen (ebd., 378).

Die Kritische Stadtforschung bemängelt, dass sie dabei nicht-lokale, also die politischen und institutionellen, Bedingungen des Städtischen außer Acht lassen würden. Der Fokus auf die momenthafte Errichtung urbaner Ordnungen lenke die Aufmerksamkeit weg von der „neoliberalen, und postfordistischen globalen ‚urban order‘“ (ebd., 372). Zumal die egalitäre Distribution von Handlungsmacht versäume, Akteure zu identifizieren, die die Macht tragen, etwas an den Asymmetrien der Assemblagen zu verändern (ebd., 371). Laut Frank Eckardt allerdings eint beide Ansätze die Ausrichtung auf eine demokratische, emanzipatorische und gerechte Stadtplanung. Obzwar die Assemblage flüchtig und augenblicklich ist, sedimentieren sich Machtstrukturen in ihrem Prozess. Urbane Assemblagen als Vermittlung zwischen Gesellschaft und städtischer Wirklichkeit können nicht anders, als sich an Herrschaftsfunktionen zu orientieren und sie (wieder)einzuschreiben. Sie sind voller Ablagerungen der Ungleichverteilungen der Stadt, die sie vermitteln und stabilisieren (ebd., 369). Städte im Prozess ihrer Konstitution zu begreifen, birgt die Gefahr, ganze Gruppen von Akteuren, die im gefragten Moment nicht auftreten, zu missachten – Akteure der Politik und Wirtschaft etwa. Gleichzeitig hält es aber auch stets die Option offen für ein widerständiges, alternatives und heterotopes Moment. Die Assemblierung ist keine einseitige Übersetzung der Inskription von Herrschaft in die Stadt, sie ist vielmehr eine polyfone Gesprächsrunde mit allen möglichen Akteuren, von denen nur wenige auf die Kanzel gelassen werden. Mit ihr als Perspektive lassen sich urbane Missstände und Probleme ausfindig und erkennbar machen (ebd., 375), ohne dass das Städtische Machtverhältnissen entspräche. Seine unentwegten Zusammensetzungen sind von ihnen durchdrungen, während sie zeitgleich auch konzeptuell Platz für Autonomes, jenseits von Macht, lassen. Das assemblierte Netz ist stets im Zerfall begriffen – wie es stets gemacht wird, wird es auch stets transformiert. Es gilt dennoch die Kritische Perspektive zu wahren. Über das momenthafte Assemblieren hinaus besteht eine stabile Machtstruktur, die man geneigt ist zu übersehen, wenn man das lokal und gegenwärtig Beobachtbare fokussiert. Dieses Risiko teilt sich die Assemblage Forschung mit denjenigen, die die Eigenlogik von Städten zu ermitteln suchen und dabei „einen starken, zur Erklärung von Stadtentwicklungsprozessen verwendeten Stadtbegriff“ (Kemper und Vogelpohl 2013, 24) einsetzen. Kritische Assemblageforschung hingegen sollte davon absehen, sich mit dem Modus der Deskription eines örtlich und zeitlich eingegrenzten Zusammenhangs in der Stadt zufrieden zu geben.⁴⁰ Die Netzwerke, die sich in

⁴⁰ Was hier noch theoretisch antizipiert wird, wird sich im Laufe der empirischen Untersuchung als Schwachstelle der Assemblageperspektive herausstellen. Wie später diskutiert wird, grenzt sie das Städtische konzeptuell in der beobachteten, geschilderten Situation ein und muss für eine weitreichendere Analyse ergänzt werden.

der Stadt ergeben, bündeln und zeigen, sind grade in ihrer Auswüchsen über die unmittelbare Szene ihres Auftretens in der Stadt hinaus zu analysieren. Stadt aber mit Stadt zu erklären, bedeutet, ihre bestehende Substanz – Macht und Raum, die ungleich verteilt sind, und ein Mythos, der das vertuscht, – hinzunehmen, auf sie aufzubauen und sie im Eifern nach einer städtischen Einheit aufrechtzuerhalten.

Die Cyborg Stadt entzieht sich solchen harmonisierenden Anstrengungen ohnehin. Eher noch machen sie die Kontingenz der Grenzziehungen, auf denen die Stadt errichtet ist, sichtbar. Um sich der Stadt als Cyborg hinreichend zu stellen, genügt es nicht, Akteursmacht zu rekonzeptualisieren, so dass Materie an städtischer Gestaltung teilhaben kann, oder in Zuge einer Methodenreform teilnehmende Beobachtung stärker zu gewichten. Die Cyborg ist nicht primär eine Frage der Methodik oder der Ontologie, sie ist Anliegen der Epistemologie, Politik und Ethik von Forschung (Haraway 1991, 78). Start- und Zielpunkt des Prinzips Cyborg sind das kompromisslose Bekenntnis zur Abschaffung dualer Klassifikationen der Herrschaft. Das im Forschungsprozess kontinuierlich umzusetzen, ist Aufgabe für mich als Forscherin. Angesichts der Widersprüchlichkeit und Unfertigkeit der Partialität von Stadt zählt es, nicht in das beiläufige Reproduzieren der konstruierten Binaritäten oder ihre Auflösung in Eins zu verfallen. Assemblage und Netzwerk können dafür konzeptuelle Stütze sein, ich jedoch muss für die kritische wissenschaftliche Praxis sorgen, ich muss sie machen.

Die Stadt als Prozess fortwährender Beziehungsknüpfunen und -lösungen zu greifen, macht das Banale, das Profane, das Alltägliche in ihr zum Forschungsgegenstand. Was sich zwischen Mensch, Technik, Bau, Narrativ und Bewegung in der Stadt abspielt und als Assemblage hervorkommt, ist nicht das, was von den Bildschirmen scheint oder den Federn moderner Märchenschreiber entspringt. Es ist nicht das Wesentliche und Entscheidende, mein Blick wird nicht auf den Kern der Stadt oder zu ihrer Eigenlogik vordringen. Es ist das Andere zum Zentrum, Fest, Mann, zur Öffentlichkeit und Allgemeinheit der Stadt, der Spiegel, der sie erstrahlen lässt. Es ist, was gemeinhin als restlich, weiblich, sorgend, natürlich, privat, häuslich oder alltäglich abgetan wird. Der Alltag in der Stadt ist jedoch weder das Andere noch das Eine, er ist schlicht das viele Städtische (Haraway 2007, 274). Trotzdem ist die Sogkraft seiner Dichotomien stark. Das plurale Banale nicht als das Eine, was zählt, zu verklären oder es in der Kategorie des ewig Anderen festzuschreiben, beschäftigt mich kontinuierlich und durchzieht diese Abhandlung. Die Cyborg ermutigt, es dennoch zu probieren, das Andere ohne Gegenüber zu thematisieren. Die Sphinxen der Stadt sind Grenzgängerinnen und dafür immer schon markiert, problematisiert und kriminalisiert. Sie laufen tagtäglich auf den Grenzen herum, gehen durch sie hindurch und assemblieren sie neu. Wenn ich es schaffe, sie als die offenen, bedeutenden und heterogenen Wesen zu betrachten, die sie sind, kann eine kritische Einsicht in städtische Wirklichkeit hervorgehen.

3. AM RANDE DER STÄDTE: RUHRGEBIET

An seinem unteren Rand finden sich die Monster des mächtigen Selbst. Es gruselt sich vor den entarteten Gebilden, die seine heiligen Grenzen zu verwischen und einzureißen drohen. Das Ruhrgebiet ist als so ein Monster, produziert von der Moderne, zu verstehen. Es ist Rest und Ruine der modernen Erzählungen, Produktionsweisen und Versprechen. Es war nie modern und es war nie Zentrum, und doch war es als Maschinenraum des Fortschritts Teil der modernen Vision. Anhand dessen, wozu es erbaut wurde, wie es repräsentiert und wie es erzählt wird, verfolgt dieses Kapitel, was zu seiner heutigen Randständigkeit führt. Das wildgewachsene und übriggebliebene Gebilde bedarf eines Forschungsdesigns, welches die Unordnung als solche betrachtet – ohne sie zu viktimisieren oder zu sie zu verklären.

3.1. FORSCHUNGSFELD

Das Profil der Region zeichnet sich eher durch Leerstellen denn durch kantige Eckpunkte aus: In der deutschen Stadtforschung ist sie trotz ihrer Populationszahlen unterrepräsentiert, sie buhlt nicht im Wettkampf um urbane Lebensqualität mit und ihr haften lauter Stigmata an. Gerade deswegen ist es ihre Raumordnung, die ich betrachten will.

Das Ruhrgebiet ist eine junge, wegen ihrer reichen Steinkohlevorkommen spät und rasant industrialisierte Region, deren bauliche und diskursive Konstitution sich nicht auf weit zurückreichende historische Anker beziehen (Wicke, Berger und Golombek 2018, 74). Entsprechend ist es nie fertig oder geplant gewesen, vielmehr machen seine Suchbewegungen es aus. Und dennoch steht es im Westen Deutschlands und ist realer städtischer Zusammenhang mit circa 5 Millionen Einwohnern (Regionalverband Ruhr 2021). Das Ruhrgebiet erscheint bar einer Altstadt und einer historischen Kontinuität auch frei von Zukunft, so dass Stadtforscher es als Stadt übersehen oder das Urbane an ihm vergeblich suchen. Als Cyborg hingegen werden die Grenzen der modernen Ordnung in ihm augenfällig, ihr Scheitern materialisiert sich im Ruhrgebiet und bleibt als Unordnung zurück. Aus der Cyborg-Perspektive ist es nur peripher und banal, es bediente nie das glanzvolle Abziehbild Urbanität, Stadt oder Kultur. Stattdessen ist es der Rest, mit dem Bewohner, Stadtplaner und Wissenschaftler heute zu tun haben; die Frage, was Stadt hier ist, wo Stadt nie ankam. Entsprechend werde ich zunächst im Zusammentreffen von Technik, Großunternehmen, Rohstoffen, Politik und Arbeitskraft die Hervorbringung des Ruhrgebiets nachzeichnen. Anschließend wird sein heutiger Zustand nach der Deindustrialisierung im Suchen nach Einigung, Zukunft und Urbanität umrissen. So tritt die Region als Cyborg hervor, deren Monstrosität und Nichtigkeit weder bagatellisiert noch essentialisiert werden soll. Begegne ich ihr nicht aus der Position der Singularität und der Urbanität, also des Städtevergleichs heraus, kann ihr Assemblieren angemessen und kritisch untersucht werden.

3.1.1. AUFBAU EINER MONOSTRUKTUR

Das heutige Ruhrgebiet legte innerhalb von hundert Jahren eine steile Karriere von landwirtschaftlichem Nebeneinander im Grenzland von Rheinprovinz und Westfalen „zum Zentrum der deutschen Montanindustrie und zum Ballungszentrum des Industrieproletariats“ (Lindner und Breuer 1979, 29) hin. Noch bis zur Mitte des 19. Jahrhunderts war das Gebiet dünn besiedelt und industriell rückständig (ebd., 26, 32). Zwischen den 1.900 Dörfern (Wicke, Berger und Golombek 2018, 74) fanden sich vereinzelt Kleinzechen mit Belegschaften von je nicht mehr als einem Dutzend Beschäftigten (Lindner und Breuer 1979, 27). Im Jahr 1920 waren es 500.000 Bergmänner, die in den Zechen des Ruhrgebiets angestellt waren (Zolper 2018a, 169).

Das konzentrierte Vorkommen von Steinkohle und seine Nutzbarmachung für die Eisen- und Stahlindustrie ließ aus der dörflichen Gegend innerhalb kurzer Zeit einen Magneten für angeworbene Arbeiter werden. Im 19. Jahrhundert wurde das staatliche Direktionsprinzip sukzessive rückgebaut und der Bergmannsstand proletarisiert (ebd., 169; Lindner und Breuer 1979, 28). Als mit dem Einsatz der Dampfmaschine auch die im Norden des Ruhrgebiets vorkommenden Fettkohleschichten erreichbar wurden, schien der Aushöhlung seines Untergrunds nichts mehr im Wege zu stehen (Lindner und Breuer 1979, 28). Im aufkommenden Gründerrausch wurden Testbohrungen durchgeführt und infolgedessen lauter Zechen gegründet, deren Bedarf an Arbeitern die wenigen Einwohner vor Ort schnell nicht mehr decken konnten. Die jungen, kräftigen Männer, die für den strapazierenden Schichtdienst unter Tage gefragt waren, wurden erst vor allem in Ostpreußen, Oberschlesien und Polen angeworben (Brüggemeier, Farrenkopf und Grütter 2018, 20; Lindner 2004, 32). Die Arbeit war hart, gefährlich und barg ein hohes Maß körperlichen Verschleißes. Unter Tage, isoliert von den bekannten Rhythmen der Natur, machten die Arbeiter „archaisch anmutende[...], relativ selbstständige[...] und solidarische[...] Arbeitserfahrungen“ (Brüggemeier, Farrenkopf und Grütter 2018, 20). Zwar wurde ohne Rücksicht auf das Licht und die Witterungen über Tage völlig im Takt der Maschinerie gearbeitet, aber die Kohle wurde dennoch lange manuell durch Einsatz körperlicher Kraft mit Hacke, Axt und Schaufel abgetragen. Dabei waren die Bergmänner Hitze, Feuchtigkeit und Kohlestaub ausgesetzt und mit der steten Gefahr von häufig tödlich endenden Unfällen, etwa Bränden, Einstürzen oder Schlagwetterexplosionen, konfrontiert (Grinat 2018a, 190). Die Lebenserwartung von Bergarbeiterfamilien war „nicht besonders hoch“ (ebd., 195). Und dennoch versprach die Arbeit unter Tage auch Annehmlichkeiten wie einen vergleichsweise hohen Lohn und immer mehr auch eine gesicherte Wohnsituation (Brüggemeier, Farrenkopf und Grütter 2018, 22).

Für die rasant wachsende Bevölkerung mangelte es an Wohnraum, deren Bereitstellung Zechenbetreiber selbst in die Hand nahmen. Viele der heute für die Gegend typischen Arbeitersiedlungen wurden von Unternehmen erbaut, die sie günstiger anbieten konnten als der

spekulative Wohnungsmarkt. Mit der Aussicht auf ein Familienheim machten sie Arbeitern aus der Landwirtschaft oder aus anderen Kohlerevieren die Anstellung in ihrem Werk schmackhaft (Lindner und Breuer 1979, 38; Grinat 2018a, 189).⁴¹ Das Nutzen von Wohnungsbau ist dabei nur der Gipfel des Städtebaus nach betrieblicher Zweckmäßigkeit, wie er sich im Ruhrgebiet vollzog. Infrastruktur, Siedlungen und Industriestandorte wurden nach den Vorgaben einzelner Großunternehmen entwickelt und auch direkt von ihnen verwirklicht (Davy 2004, 16): Sie errichteten die nötige Struktur für ihre Produktion, den Transport ihrer Ware und zur Bindung ihrer Arbeiterschaft. So waren Anfang des 20. Jahrhundert etwa 50% des Bodens des frisch eingemeindeten Essener Stadtteils Altenessen Eigentum von Zechengesellschaften (Wermker 2024, 44). Gebietsreformen, wie die zahlreichen Eingemeindungen, wurden wiederholt vorgenommen, um die zusammenwachsende Region durch klarere Zuständigkeiten regierbar zu machen.

Auch die Bereitstellung der Kolonien für ihre Arbeiter war weniger Wohlfahrt als betriebswirtschaftliche Maßnahme der Montanbetriebe. Neben der Notwendigkeit, Wohnraum angesichts der Zuwanderung zu schaffen, war es die Kontrolle ihrer Belegschaft, die die Unternehmer zum Bau von Siedlungen animierte. Für den Arbeiter gewährleistete das Wohnen in einer Siedlung des Arbeitsgebers eine Altersvorsorge, Subsistenzanbau in eigenem Garten, das Anknüpfen an vorindustrielle Lebensweisen und das Zusammensein mit Gleichgesinnten, die ähnliche Migrations- und Integrationserfahrung teilten (Schlandt 1970, 97, 108; Lindner und Breuer 1979, 38; Maxwill 2021, 14). Für das Unternehmen war die werkseigene Kolonie Mittel zum Anlocken, Binden, Disziplinieren und Spalten seiner Belegschaft, denn sie behinderte freie Wahl, Mobilität, Klassenbewusstsein, Solidarität und Widerstand des Arbeiters (Lindner und Breuer 1979, 39–41; Schlandt 1970, 106). Die Strategie, Arbeiter in feine, kleine Häuschen in Nähe des Arbeitsplatzes zu stecken „zeigt auffallende Parallelen zur Überführung von Familienfrauen in Puppenheimchen“ (Perner 1991, 127).⁴² In den Siedlungen waren sie der

⁴¹ Die ostpreußischen Masuren bildeten eine der größten Einwanderungsgruppen. Bereits proletarisiert und harte landwirtschaftliche Arbeit gewohnt, wurden sie von ausgesandten Agenten in die Ruhrregion gelockt. Auf sie wurde eine Werbekampagne zugeschnitten, die eine ähnliche Siedlungsform zu ihrer bisherigen versprach – Bäuerliche Kotten mit eigenem Gemüsegarten und Stallungen (Grinat 2018a, 193): „Masuren! In rheinländischer Gegend, umgeben von Feldern, Wiesen und Wäldern, den Vorbedingungen guter Luft, liegt, ganz wie ein masurisches Dorf, abseits vom großen Getriebe des westfälischen Industriegebietes, eine reizende, ganz neu erbaute Kolonie der Zeche Viktoria bei Rauxel.“ (Werbeslogan 1887, zitiert nach Lindner und Breuer 1979, 37).

⁴² Einerseits war der Arbeiter, der eine Hypothek abzuzahlen hatte, oder gar seinem Arbeitgeber für eine vorgegebene Zeit verpflichtet war, ökonomisch gebunden, er war immobil geworden. Wohneigentum vererbte er an seine Kinder, die für die Betriebe die Belegschaft der nächsten Jahrzehnte sicherten. Andererseits sollte das Leben in der Siedlung ihn emotional an seinen Wohnraum, die Scheinwelt harmonischer Gemeinschaft, binden. Die innere soziale Homogenität förderte zwar das Klassenbewusstsein, gleichzeitig hatte „die irrealen Landschaft der kleinbürgerlicher Gartenzwerge“ (Schlandt 1970, 109) hingegen auch das Potential, politische Aktivität zu untergraben. Für sie blieb dem Arbeiter durch die Mehrarbeit in seinem Garten weniger Zeit. Sie sollte ihn außerdem vergessen lassen, dass er sein Brot mit industriell-maschineller Arbeit verdiente. Die bauerlich-zünftig anmutende Lieblichkeit der Siedlung war schwer in Verbindung zu bringen mit der

Überwachung durch ihren Arbeitgeber ausgesetzt und die wohlige Eintracht konnte über ungeheuerliche Arbeitsbedingungen trügen. Die Chance auf ein Siedlungshaus war denjenigen unter den Arbeitern vorbehalten, die sie sich durch Gehorsam brav verdienten. Zur Folgsamkeit gesellten sich beliebige andere Auswahlkriterien, etwa eine nationale Gesinnung, die Anzahl von Wehrpflichtigen in der Familie oder die Bereitschaft der Frau, den dazugehörigen Garten mit Stallungen zu bewirtschaften (Schlandt 1970, 107).⁴³

Nicht zuletzt war die betriebseigene Siedlung, wie auch die betriebseigenen Waren- und Speisehäuser, mächtiges Instrument zur Domestizierung eines Arbeiterstamms und zur Senkung der Löhne (ebd., 101–2). Je weniger Dritte, etwa Kaufleute, Kneipenbesitzer oder Bau-spekulanten, vom Lohn abschöpfen konnten, desto niedriger konnte er gehalten werden. Und je sesshafter Arbeiterfamilien durch Wohneigentum oder bezahlbare Mietshäuser waren, desto besser konnten Konjunkturschwankungen überstanden werden. 1873 waren 21% der Essener lohnabhängig vom dort ansässigen Unternehmen Krupp (ebd., 95),⁴⁴ dessen Prokurist Max Halbach aus der ideologischen und ökonomischen Verwertbarkeit des Wohnideals eines kleinbäuerlichen Eigenheims keinen Hehl machte:

“Der Kotten ist unser Ideal! Das bedeutet ein spalierobstumranktes Häuschen in Grün und Sonnenschein; bedeutet Gemüse in Hülle und Fülle mit Schinken, Speck, und Würstchen, die kein bares Geld kosten, weil das zu verkaufende zweite Schwein die Auslagen für beide Schweine wieder einbringt; bedeutet verheißungsvolles Meckern und Gackern aus dem Stall; bedeutet Gesundheit, Lebensfreude und Arbeitsfreude; bedeutet Liebe zu Heimat und Vaterland; bedeutet aber auch die Verbindung mit unserm Herrgott droben, von dem das Gedeihen der Scholle abhängt.” (Halbach 1916, zitiert nach Schlandt 1970, 103).

Frauen tauchen in den zahlreichen Gemeindestudien, die die homogene Lebenswelt der Arbeitersiedlung beschwören, wenn, am Rande auf. Ab Mitte des 19. Jahrhundert war es ihnen – offiziell – beinahe überall in Europa verboten, unter Tage zu arbeiten und daneben gab es in den aus dem Boden gestampften Monostrukturen kaum andere Arbeitsstellen (Grinat 2018a, 194).⁴⁵ Ohnehin kamen die Gemeinden nicht hinterher, Strukturen für die neue Bevölkerung einzurichten und die Bergbau-Familien organisierten und vernetzten sich in hohem Grad selbstständig. Der Verantwortungsbereich der Frauen reichte von der Pflege verwundeter oder erkrankter Bergmänner und der Versorgung des Nachwuchses, über die Bestellung der Gärten, das Zubereiten von Mahlzeiten für Familienmitglieder sowie Kostgänger bis zum

Arbeitserfahrung im Berg- oder Stahlwerk. Im trauten Heim erinnerte wenig an die serielle Massenproduktion, an den Dreck und die Dystopie der Arbeit. Der Gartenzwerg in jedem Garten der gleichförmigen Siedlungshäuser, ist Sinnbild für die ihm zugestandene Individualisierung auf minimalem Ausmaß.

⁴³ Mit Leichtigkeit konnte vom betrieblichen in den nationalsozialistischen Siedlungsbau übergegangen werden (Schlandt 1970, 103).

⁴⁴ Analog zur Einwohnerzahl der Stadt Essen nahm auch die Zahl der Beschäftigten bei Krupp sprunghaft zu: 1803 zählte die Stadt 3.500, 1873 57.000 Bewohner (Schlandt 1970, 95).

⁴⁵ In Großbritannien hatte es 1842 einen bürgerlichen Aufschrei gegeben, nach dem ein Bericht der Royal Commission of Inquiry into Children's Employment veröffentlicht wurde. Mehr noch als die Arbeitsbedingungen von Jugendliche unter Tage waren es die Bilder von Mädchen und Frauen, die – in den bis zu 35°C heißen Schächten – leicht bekleidet neben Männern arbeiteten, welche schockierten und für inakzeptabel gehalten wurden (Grinat 2018a, 194).

Reinigen der durch die Kohle extrem verschmutzten Kleidung und Häuser (ebd., 194; Brüggemeier, Farrenkopf und Grütter 2018, 22). Ihre Erfahrungen in den Arbeiterkolonien verblissen hinter denen des „Prototyp des Proletariats“ (Goch 2021, 44), zu dem der Bergmann in der Erforschung seines Arbeits- und Lebenszusammenhangs in der Siedlung stilisiert wird. Für das wachsende Interesse von Gemeindestudien waren die Arbeiterkolonien des Ruhrgebiets prädestiniert. Als sozialräumlich abgeschlossene Einheit, in der Beziehungen aus der Arbeit nahtlos ins Wohnen und die Freizeit übergingen, stach ihre Homogenität allzu schnell hervor. Hier konnte ein „genuin proletarischer Lebenszusammenhang“ (Lindner und Breuer 1979, 43), eine „working class community“ (ebd., 44) mit der charakteristischen Struktur von Klassenzusammenhalt, Vereinsorganisation und Familienleben untersucht werden (Goch 2021, 47).⁴⁶ Gebannt von jenen „Solidaritätsenklaven“ (Lindner 2004, 169), die vom prototypischen Industriearbeiter aus der prototypischen Montanindustrie bevölkert waren, wurde – wie es sich für das Typisieren gehört – ethnische, religiöse oder geschlechtliche Abweichungen links liegen gelassen: „Der Bergmann ist heimisch geworden, fühlt sich zufrieden in der Gemeinde, die sich seinen Eltern verschloß, in der Stadt, die durch seiner Hände Arbeit wurde. Es ist seine Stadt.“ (Croon und Utermann 1958, 279).

Die erzählte Geschichte über das Werden einer Industrieregion ist eine kurze. Als Croon und Utermann 1958 eine Gemeindestudie veröffentlichen, können sie sich auf Zeitzeugenberichte des gesamten Entstehungszeitraums des untersuchten Ruhr-Industrieortes, der grade mal 40 bis 50 Jahre dauerte, berufen.⁴⁷ Im 20. Jahrhundert gaben die Weltkriege, und damit der erhöhte Bedarf von Kohle als Energieträger und Exportgut sowie die Nachfrage nach Rüstungsgütern aus Stahl, dem montanindustriellen Komplex zu tun (Wuttke 2018, 199).⁴⁸ In den Zwischenkriegsjahren kam das Konzept, die unkoordinierte und lose Struktur von Siedlungen, Industriestandorten und Transportwegen zu einer Region zusammenzufassen, erstmalig auf (Wicke, Berger und Golombek 2018, 74). In der zweiten Hälfte des Zweiten Weltkriegs wurde das Gebiet großflächig zerbombt, die Zerstörung der Wohnungs- und Innenstädte in Essen, Bochum und Dortmund wird auf über 80% geschätzt (Bode 1995, 18). Für den Wiederaufbau nach dem Krieg waren Mengen an Energie benötigt und das Ruhrgebiet behielt seine

⁴⁶ Nach dem Zweiten Weltkrieg „entstanden sogenannte politische Milieus, die durch eine relative Kohärenz von Wohnort, sozialem Status und politischer Orientierung geprägt waren. Das Arbeitermilieu im Ruhrgebiet, das von der Wiege bis zur Bahre gewerkschaftlich organisiert ist, in der Arbeitersiedlung wohnt und SPD wählt, gilt hierfür als Paradebeispiel.“ (Eckardt 2014, 25).

⁴⁷ Sie ist eine klassische und oft zitierte Studie zum jungen Gemeinwesen der Orte im Ruhrgebiet. So habe ich erst zu spät – nach Einbezug ihrer Erkenntnisse – erfahren, dass ihre Autoren beide Mitglieder der NSDAP waren. Sie sind ihrem Feld anerkannt, gelten als prägend für die Erforschung des Nachkriegs-Ruhrgebiets und bekleideten nach dem Krieg hohe Positionen an wissenschaftlichen Instituten in Nordrhein-Westfalen, so dass auch mir ihr Hintergrund entgehen konnte.

⁴⁸ Auch konnten aus Kohle weitere kriegsdienlichen Produkte wie Koks, synthetisches Benzin und künstlicher Kautschuk erzeugt werden (Wuttke 2018, 199). Die durch eingezogene Bergmänner entstandenen Arbeitskraftdefizite wurden in beiden Weltkriegen durch Zwangs- und Fremdarbeit kompensiert. 1918 waren es im Ruhrbergbau 73.000, 1944 160.000 Zwangs- und Fremdarbeiter (ebd., 204).

wirtschaftliche Relevanz. Mehr noch, Heinrich Grütter argumentiert, seinen Höhepunkt erreichte der Ruhrbergbau zu Zeiten des Wirtschaftswunders in den 1950er Jahren, als er auch mit dem bis heute nachhallenden Heroismus besetzt wurde (2018, 210). In dieser Zeit schloss die BRD eine Reihe bilateraler Abkommen angesichts des herrschenden *Kohlehungers* (Grinat 2018b, 241). Arbeiter aus Italien, Spanien, Griechenland, der Türkei, Marokko, Portugal, Tunesien und Jugoslawien sollten den Arbeitskräftemangel ausgleichen. Es schien, als würde immer mehr Kohle gebraucht und als würden sich immer mehr Arbeiter im Ruhrgebiet ansammeln. Das Tempo, mit dem der Boden unter dem Ruhrgebiet aufgebohrt, sein Territorium mit Siedlungen durchsetzt und in den Hochöfen kraft seines Koks Eisenerz verhüttet wurde, war hoch und scheinbar unaufhaltsam. Und doch kam die gesamte Branche ab den 50er Jahren zu einem raschen Ende. Die Steinkohle aus dem Ruhrgebiet wurde sowohl von günstigerer Importkohle als auch von anderen, günstigeren Energieträgern abgelöst (Grütter 2018, 210). Gemäß den herrschenden korporatistischen Bedingungen wurde der gesamte Steinkohlebergbau von der ersten Schließung der Zeche Holland in Wattenscheid 1958 bis zur letzten der Zeche Prosper-Haniel in Bottrop 2018 abgewickelt (Grinat 2018b, 248; Berger 2021, 111).⁴⁹ Und anders als in montanindustriellen Regionen in Großbritannien und den USA, wo die Deindustrialisierung bei ihrem Namen genannt wird, ist der einsetzende Prozess mit dem vielversprechenden Schlagwort Strukturwandel benannt (Berger 2021, 111). So schnell wie sie kam, verzieht sich die Industrialisierung auch wieder. Zurück bleibt ein Gebiet, das eigentlich elf Städte und vier Kreise sind. Mit ihm bleiben die Bewohner, die „[a]n den Rand der Gesellschaft gedrängt, [...] nicht nur ihre Arbeit, sondern ihre ganze Art zu leben verloren“ haben (ebd., 109). Die Maschinenhallen, die Hochöfen der Hüttenwerke, die Fördertürme der Zechen, die Kanäle, Häfen und Bahntrassen bleiben zurück, wenn auch im Stillstand. Das Erdreich, das durch verzweigte Schachtsysteme perforiert, Bodenabsenkungen und Bergschäden zur Alltäglichkeit macht, Flüsse und Gewässer, die durch Einleitung industrielle Abwässer und Vermischung mit Bergsenkungssümpfen mit einer übelriechenden, verseuchten „Brühe“ (Schurian 2018, 257) gefüllt sind, und Halden⁵⁰, in denen anhaltende Schwelbrände für Freisetzung von Kohlenmonoxid und Kohlenwasserstoffgase sorgen, bleiben zurück (ebd., 257). Wenn der Spuk vorbei ist, wenn sich Großindustrielle zurückziehen, die staatliche Förderung der Steinkohle ausläuft und industrielle Arbeitsstellen rar werden, bleibt das „zombiehafte[...]

⁴⁹ 1951 markiert das Ende der erbitterten Auseinandersetzungen zwischen Gewerkschaften und Montan-Unternehmen mit dem „Gesetz über die Mitbestimmung der Arbeitnehmer in den Aufsichtsräten und Vorständen der Unternehmen des Bergbaus und der Eisen und Stahl erzeugenden Industrie“ (Grütter 2018, 210). Die kurz darauf einsetzende, unaufhaltbare Auflösung des gesamten montanindustriellen Wirtschaftszweig im Ruhrgebiet, dauerte über 50 Jahre und übte sich in Sozialverträglichkeit. Es galt, die Bergbauregion ökonomisch und gesellschaftlich so umzustrukturieren, dass der Wegfall der bisherigen Monostruktur verdaut werden könnte.

⁵⁰ Halden sind die künstlich aufgeschütteten Hügel aus anfallendem Berge oder Abraum, die die Topographie von Bergbauregionen formen und sich heute zumeist begrünt in die Landschaft einpassen.

Nachleben der Untoten der Industriegesellschaften des Globalen Nordens“ (Berger 2021, 110).

3.1.2. DEINDUSTRIALISIERTE RESTE

Nachdem das Ruhrgebiet zur Nutzung seiner Bodenschätze von und für die Schwerindustrie unterbuddelt und bebaut wurde, sich der moderne Traum von Industrialisierung zuspitzte, zerfiel es an seinem Zenit. Wo für einen historischen Augenblick die Energie für das Wettrennen von Fortschritt und Krieg abgeschöpft wurde, ist heute nur das materielle und soziale Erbe einer Altindustrie übrig. Das Ordnungsmuster der Großbetriebe, welche das Ruhrgebiet zu ihrer Zweckdienlichkeit errichteten, ist verschwunden und seine chaotischen Reste liegen brach (Davy 2004, 16).

Als schrumpfend verbrämt sind Bewohner, Bausubstanz, Ökonomie und Gemeinwesen von ehemals monostrukturellen Industrieregionen nach ihrer Deindustrialisierung sich selbst überlassen (Eckardt 2019, 6). Mag das Schrumpfen der Stadt wie die niedliche Schwester des nie endenden wollenden Wachstums der Stadt klingen, beschreibt sie in der Ruhrgebietsrealität die seit Jahrzehnten anhaltende Prekarisierung großer Bevölkerungsanteile und ihre sozialräumliche Verdichtung. Wer es sich leisten kann, verlässt die verfallenden Stadtquartiere in Richtung angrenzender Landkreise, anderer Teile der Stadt oder wandert gleich in dynamischere Wirtschaftsregionen ab (ebd., 5; Jasper und Scholz 2008, 627). Der Bevölkerungsrückgang beschleunigt die städtische Entmischung der Stadt, „[z]urück bleibt in bestimmten verdichteten Teilräumen eine Bevölkerung, deren Sozialstruktur durch vielschichtige Risiken und soziale Isolation geprägt ist“ (Jasper und Scholz 2008, 636), es bleiben die Armen. Im Ruhrgebiet ist die räumliche Segregation derart verschärft, dass sich „regelrechte Armutsquartiere“ (Recht auf Stadt – Ruhr 2014a, 3) bilden (Helbig 2023a, 90). Das gesamte Gebiet weist konstant im bundesweiten Vergleich höhere Kennzahlen für Armutsgefährdung und Arbeitslosigkeit auf. Die bundesweite Quote von Mindestsicherungsempfängern⁵¹ lag 2022 bei 8,00%, die des Ruhrgebiets bei 14,1% (Pieper und Schneider 2024, 18). In seinen nördlichen Städten lag sie hingegen bei 24,0% in Gelsenkirchen, 17,8% in Dortmund und Herne, in Essen bei 18,1% (ebd., 18). Fast jedes vierte Kind im Ruhrgebiet, 22,5% aller Kinder, sind auf Leistungen des SGB II⁵² angewiesen, in einzelnen Bezirken steigt diese Zahl auf bis zu 60% (ebd., 18; Recht auf Stadt – Ruhr 2014a, 3). „Nördlich der A40 zieht sich entlang der Emscherzone ein Armuts-gürtel“ (Recht auf Stadt – Ruhr 2014b, 3), von dem sich die südlichen, am Verlauf der Ruhr entzerrt und gediegen gelegenen Viertel und Gemeinden der Wohlhabenden abzuschotten

⁵¹ Zu den Mindestsicherungsleistungen zählen die Grundsicherung für Arbeitsuchende, im Alter und bei Erwerbsminderung, Hilfe zum Lebensunterhalt außerhalb von Einrichtungen und Asylbewerberleistungen.

⁵² Das Zweite Buch des Sozialgesetzbuches (SGB II) regelt in Deutschland die Grundsicherung für arbeitssuchende Personen sowie für ihre im Haushalt lebenden Eltern, unverheirateten Kinder und Partner, wenn diese ihren Lebensunterhalt nicht eigenständig sichern können.

wissen. Die Spaltung des Gebiets entlang der Autobahn 40 (A40), die es von Westen nach Osten durchquert, ist für die im Norden verheerend. In Essen kommt der nördlich gelegene Stadtteil Katernberg 2023 auf einen Anteil von 42% der Personen unter 65 Jahren, die Grund-sicherung beziehen, während er auf der Margarethenhöhe⁵³ unter 2% ausmacht. In der Gelsenkirchener Neustadt sind es gar 47,8% der Bevölkerung unter 65, die von ihr abhängig sind (Helbig 2023b). Die Armut ist immobil und sie trifft migrantische Bevölkerungsteile und Allein-erziehende stärker (Statistik.NRW o. J.; IT.NRW 2024). Die sozialräumliche Polarisierung des Ruhrgebiets verfestigt sich, die angeführten Kennwerte sind in den letzten Jahren nur geringen Schwankungen unterworfen (Statistik.NRW o. J.; Pieper und Schneider 2024, 18). Die armen Viertel werden medial als verwahrloste und unkontrollierte *No-Go-Areas* karikiert (Broy 2024b, 235; Wermker 2024, 45). Längst hängt ihnen ein „territoriales Stigma“ (Wacquant 2018, 295) um, das als eigenständiger Faktor die Prekarität der Verhältnisse, in denen die Bewohner des Viertels leben, verstärkt.⁵⁴

Diesen Prozess als Schrumpfung zu deuten, reiht ihn unkritisch in denselben Entwick-lungstypus wie das Wachstum ein: Urbanisierung ist die Entwicklung in die eine Richtung, zu Etwas, urbaner Zerfall ist die Gegenrichtung, zum Nichts. Die Städte des Ruhrgebiets machen aber nicht unilateral einen demographischen Wandel durch Alterung und Wegzug durch, ob-gleich es im Diskurs über steigenden Leerstand in der schrumpfenden Stadt so wirken kann.⁵⁵ Ihrem Antrieb und Sinn durch die Deindustrialisierung entleert, ist ihre ökonomische, soziale und bauliche Struktur dem Verfall ausgesetzt (Eckardt 2019, 11; Berger 2021, 109). Entgegen dem Trend in seinen aufsteigenden Jahren hat das wissenschaftliche Interesse sich mehr oder weniger von der Region abgewandt. So zahlreiche Arbeiten zu „findiger Ingenieursleistung und proletarischer Genügsamkeit“ (Maxwill 2021, 2) sind, so spärlich sind die zu ihrem wenig ruhm-reichen Niedergang (Goch 2021, 48). Mit der Gründung von Universitäten, der Anwerbung anderer verarbeitender Industriezweige und der Förderung von Dienstleistungs- und Kreativ-wirtschaft sollte das Programm des Strukturwandels die ökonomischen Folgen des

⁵³ Der kleine Stadtteil im Süden von Essen wurde 1906 von Margarethe Krupp gestiftet und bis 1938 als erste klassenübergreifende Siedlung, nicht nur für Krupp Arbeiter und Angestellte, erbaut. Die Margarethenhöhe gilt als beispielhafte Umsetzung der Gartenstadt-Bewegung und beheimatet heute, im wiederaufgebauten Zu-stand, ein wenig inklusives bürgerlich-akademisches Milieu.

⁵⁴ Die *No-Go-Area* markiert Gebiete als außerhalb geltenden Normen und Rechte stehend und vereinfacht so die Legitimation von Eingriffen, die von Normen und Rechten abweichen (Schwanhäußer 2017, 178).

⁵⁵ Nach diesem gängigen Muster wird das Schrumpfen einer Stadt dem Bevölkerungsrückgang attribuiert, wel-cher sich im zunehmenden Leerstand sichtbar äußert. Im nächsten Schritt werden Forderungen nach Zwi-schen- und Umnutzungen der Räume laut. Durch Einzug von zivilgesellschaftliche Initiativen und künstlerisch-kreativen Projekten soll das Quartier erhalten und revitalisiert werden, so dass es perspektivisch gar wieder attraktiver für mobile Bevölkerungsgruppen werden könnte (Eckardt 2019, 6–7). Während Analysen von Gen-trifizierungsprozessen auf diese Herleitung schwören, stellt sich die Frage der zu weit gegangenen In-Wert-Setzung im Ruhrgebiet nicht. Die Aufwertung durch Kommodifizierung und Ästhetisierung kann die ökonomi-sche und soziale Entwertung kaum erreichen – nicht die Gefahr von Gentrifizierung, sondern der Verwahrlo-sung schwebt über den Quartieren (Recht auf Stadt – Ruhr 2014a, 2).

Kohleausstiegs abmildern (Klute 2019). Im Januar 2025 liegt die Arbeitslosenquote im Ruhrgebiet mit 10,3% abermals um einige Prozentpunkte über der bundesweiten Quote von 6,4% (Bundesagentur für Arbeit Statistik, 2025). Und ihre Städte Duisburg und Gelsenkirchen kommen mit 12,2% und 15,8% auf noch größere Anteile (ebd.). Die Kommunen des Ruhrgebiets selbst sind verschuldet und stecken in struktureller Finanznot. Erwerbstätigkeit, Einkommen und Wirtschaftskraft in der Region sind unterdurchschnittlich (Jasper und Scholz 2008, 629). Die fehlenden öffentlichen Gelder schlagen sich im Zustand der Infrastruktur und Gebäudesubstanz nieder. Insbesondere in den Räumen höchster Armut, allerdings auch in all den Zwischenräumen, reihen sich Anzeichen des materiellen Niedergangs von Baufälligkeit, Vermüllung, Leerstand und Vernachlässigung aneinander. Ist die städtische Umgebung in sichtbarer und spürbarer Zersetzung begriffen, wird die Herstellung einer Ortsverbundenheit, die Besetzung von Orten mit Bedeutung, zunehmend erschwert (Wacquant 2018, 295). Statt dass der Städter sich sein Viertel oder seine Stadt zu eigen macht, wird er von ihr entfremdet respektive entfremdet sich von ihr (Eckardt 2019, 5). Der Zerfall von Wirtschaft und Materie nimmt Einfluss auf die soziale Kohäsion und Integrationskraft des Ortes. Armut individualisiert und erleichtert die Erosion von Zusammenhalt:

„Die nicht mehr benötigten fordistischen MassenanarbeiterInnen bleiben zurück als eine Art ‚Überflussbevölkerung‘, die verwaltet wird, aber ansonsten nicht weiter interessiert“ (Recht auf Stadt – Ruhr 2014a, 4).

Nach den Jahrzehnten der industriellen Ausbeutung ist das Ruhrgebiet auch ökologisch verwüstet. Risiken für die Gesundheit der Arbeiter und Anwohner sowie „Klagen über Umweltschäden begleiten die Geschichte der Kohle, ihren Siegeszug hielten sie nicht auf“ (Schurian 254). Sie wurden teils mit Gegenmaßnahmen adressiert, galten aber als für das Ruhrgebiet ortsübliche „Anomalie“ (ebd., 254), als unvermeidliches Nebensymptom des industriellen Erfolgs, zu dessen Wohle sie in Kauf genommen wurden. Böden wurden kontaminiert, die Emsscher und ihre Zuflüsse zum Abwassersystem kanalisiert, die Luft mit Abgasen – wenn auch aus hohen Schornsteinen – belastet und die Erwärmung der Atmosphäre vorangetrieben (Grütter 2018, 211). Heute steht das Ruhrgebiet auf dem weltgrößten Bergsenkungsgelände, die Wasserhaltung unter seiner Oberfläche ist nur durch unaufhörliches Auspumpen von Grubenwasser zu gewährleisten und in vier seiner insgesamt 80 Halden glimmen noch immer Schwelbrände. Mit dem Nachbergbau widmet sich eine gesamte Disziplin dem Eindämmen der Konsequenzen, die der Abbau der Steinkohle für die Umwelt bedeutet (Schurian 2018, 257–58).⁵⁶

⁵⁶ „Der Himmel über dem Ruhrgebiet muss wieder blau werden.“ Mit seiner Forderung aus dem Wahlkampf 1961 bezog sich Willy Brandt auf eine Studie, die die gesundheitliche Gefährdung durch Verschmutzung von Luft und Wasser in schwerindustriellen Gebieten belegte. Schon im Kindsalter zeigten sich Beeinträchtigungen zwischen industrienahen und -fernen Gebieten innerhalb der Ruhrregion und im Vergleich zum Niederrhein (Schurian 2018, 255). Das Ruhrgebiet galt und gilt teilweise noch heute wegen des Schmutz und der Umweltbelastungen, die mit dem Kohlebergbau verbunden waren, als grau und dreckig (ebd., 253).

In der maroden Nachkriegsarchitektur, der unwiederbringlichen Landschaftsumgrabung und der sozialen und wirtschaftlichen Prekarisierung der Individuen kommt die moderne Selbstsucht zum Erliegen. Was bleibt, sind ihre Ruinen, ihre materiellen und sozialen Rückstände. An ihnen lassen sich die gescheiterten Zusicherungen der modernen Ideologie ablesen. Ihre Herrschaft ist vorüber, mit ihr gehen die Geschichten zur legitimen Einteilung ihrer Unterworfenen unter. Das Ruhrgebiet ist durchzogen von diesen narrativen, materiellen und sozialen Sackgassen. Der Fortschritt, an dem der montanindustrielle Komplex des Ruhrgebiets für einen Augenblick mitwirkte, verlagerte sich, nur durch staatliche Subvention verzögert, im 20. Jahrhundert in neue Branchen und profitablere Regionen. Ruhrgebietskohle war nicht mehr Zukunft, sondern schlicht zu Ende. Ihre industrielle Erschließung mit der Figur des „omnipotenten Großunternehmer[s]“ (Maxwill 2021, 16), der ganze Städte errichtete, endete mit dem völligen Bedeutungsverlust – ohne dass genügend Arbeitsstellen, geschweige denn mit genügender Absicherung, in alternativen Branchen geschaffen wurden. Die Annahme, die Natur industriellen Bedürfnissen unterwerfen zu können, indem man Böden aufbohrt, Arbeiter in Schächte in die Erde schickt, Halden auftürmt und Abgase in die Atmosphäre leitet, wird angesichts ihrer gefährlichen Nachwirkungen von aufbrechender Erde bis zum erhitzten Klima zum Phantasma. Von zwei Weltkriegen, die die Öfen und Zechen beanspruchten, sind im Ruhrgebiet städtebauliche und charakterliche Leerstellen über, die die weiträumige Zerstörung des Baubestands hinterlassen. Mit nur vereinzelt sichtbaren Referenzen auf andere Epochen ist die Bebauung des Ruhrgebiet größtenteils von der Funktionalität des Wiederaufbaus der Nachkriegsjahre bestimmt. Die gescheiterten Erzählungen, die ablesbaren Grenzen der Moderne geben Ausschluss auf das, was das Ruhrgebiet nicht ist und nie sein konnte. Seine Geschichten enden hier, sie hinterlassen narrative Lücken, gebrochene Biographien, zerrüttete Gemeinwesen und das materielle Vermächtnis unternehmerischen Eifers.

3.1.3. GESCHICHTSSUCHE

Nach der inhaltlichen Entleerung bleibt die Form; es bleiben die Gerüste eines vergangenen Zeitalters zurück. Die Ruinen der Industrie beugen sich unter der Last, eine Zukunft für die Region, den Zusammenhalt und die Arbeit erkennen zu lassen. Sichtbare Spuren von einer Zeit vor der Industrialisierung sind rar im Ruhrgebiet, die der Industrialisierung hingegen von aufdringlicher Präsenz.⁵⁷ Nach ihrer Stilllegung waren sie nicht mehr als geschichtslose

⁵⁷ Die Betonung liegt auf der Sichtbarkeit. Auch im Ruhrgebiet gab es vor der Übernahme der Großindustriellen Leben in den landwirtschaftlichen Dörfern sowie in den teils schon im 9. Jahrhundert erwähnten Städten. Etwa waren Dortmund und Duisburg günstig an Wasser- und Landtransportwegen gelegene Handelsknoten in der Hanse und Essen war seit 845 Sitz eines Frauenstifts, deren Fürstäbtissinnen Strippenzieherinnen der politischen und wirtschaftlichen Entwicklung der Umgebung waren (Küppers-Braun 2002). Heute hallt davon im baulichen und diskursiven Stadtbild wenig nach: Es ist nicht zu sehen und wird nicht erzählt. Die Zerstörung im Zweiten Weltkrieg beseitigte viele Anzeichen einer präindustriellen Epoche, andere wurden überbaut. Das herrschende Erinnerungsregime zeichnet ein Regionenbild, das mit der Kohle anfängt und mit der *Industriekultur* endet. Dass zu Zeiten, als die Montanindustrie tonangebend war, andere, etwa die Textil- und

Zeugnisse einer frischen Wunde. Mit den Maßnahmen des Strukturwandels wurde ihnen eine Geschichte zugewiesen, die erstmalig eine regionale Identität konstruiert und die aus dem Rest ein narratives Angebot formt.

Es ist die Mär des Strukturwandels, der kraft sozialpartnerschaftlicher Einigkeit erfolgreich Nachfolgeindustrien im Ruhrgebiet etabliert und das regionsspezifische Potential zukunftsweisend und gewinnbringend ausgeschöpft hätte (Jasper und Scholz 2008, 629). Das Gelingen demonstrierte sich an den zahlreichen Umnutzungen der ehemaligen Zechen, Halden und Werksanlagen für neue, wirtschaftliche und kulturelle, Zwecke. Unmittelbar nach ihrer Stilllegung war zunächst ungewiss, wie mit den baulichen Hinterlassenschaften der Schwerindustrie verfahren werden sollte. Einst Symbole für das Wohlstands- und Wachstumsversprechen, das Scharen von Arbeitern ins Ruhrgebiet ziehen ließ, standen sie nun für sein Scheitern. Sie überdauern als „scar tissue“ (Berger und Pickering 2018, 228) des technischen Fortschritt und nationalistischen Militarismus, den sie befeuerten. Die gigantischen Fördertürme wiesen statt in eine prosperierende Zukunft in eine Vergangenheit, in der alle kollektiv getäuscht wurden: Ohne den Schwindel bleibt der spottende Dreck. Sie waren vom Versprechen zur Karikatur geworden. Der Umgang mit den unübersehbaren Narben in altindustriell geprägten Regionen reicht von der kosmetischen Überarbeitung über die ökonomische Inwertsetzung bis zur radikalen Beseitigung (Schoenmakers 2024, 88–89).⁵⁸

Ins Ruhrgebiet schwappte Mitte des 20. Jahrhundert aus Großbritannien das Anliegen der jungen Industriearchäologie herüber, die Artefakte und Gelände der im Verschwinden begriffenen Industrien, das *Industrieerbe*, zu erhalten (Wicke, Berger und Golombek 2018, 77). Auch Kunsthistoriker, Künstler und linke Bewegungen entdeckten die ästhetisier- und politisierbaren Bauwerke (ebd., 78).⁵⁹ Für ihr Präservieren setzten sich im Ruhrgebiet zivilgesellschaftliche Initiativen wirkmächtig ein, so dass der Abriss der Zeche Carl in Essen oder der Eisenheim Siedlung in Oberhausen verhindert wurde (Wermker 2024; Wicke, Berger und Golombek

Bekleidungsindustrie, in dem Gebiet bestanden, kommt ebenfalls nicht vor. Die Erfahrungen von Arbeit, Solidarität und Niedergang in diesen Zweigen werden der Einheit zuliebe ausgeklammert. Mittels der Biographien von Arbeiterinnen einer Recklinghäuser Herrenwäschefabrik erstellt Karin Derichs-Kunstmann ein Porträt dieser ansonsten kaum beforschten Arbeitswelt im Ruhrgebiet (Derichs-Kunstmann 2022).

⁵⁸ Einen klassischen Verlauf der Deindustrialisierung von Bergbauregionen, und infolgedessen des Umgangs mit dem *industriekulturellen Erbe* von materiellen über vergemeinschaftenden bis politischen Elementen, gibt es nicht. Wo marktradikale und neoliberale Regime herrschten, waren die altindustriellen Rückstände top-down betrachtet „Symbol einer zu überwindenden Vergangenheit“ (Berger 2021, 106) und wurden von emotionalisierenden bottom-up Erinnerungskulturen bewahrt – so in den USA und Großbritannien Ende des 20. Jahrhunderts zu beobachten. Versuche, das zurückgebliebene Grau und wenig Charmante der Stätten mit Kultur zu übertünchen, führen in japanischen und französischen Kohleregionen eher eine Abwendung von den Erfahrungen und Identitäten der Schwerindustrie herbei. Davon unterscheiden sich unter kommunistischen und postkommunistischen Bedingungen die Voraussetzungen für die Etablierung einer kollektiven Erinnerung an die Bergarbeit, die hier als proletarischer Archetyp sowohl gepriesen als auch dämonisiert werden kann. Auch in den Revieren des Globalen Südens, wohin sich der Steinkohlebergbau ab der Mitte des 20. Jahrhunderts verlagerte, verlaufen die Geschichten nach eigenen Schemata (Berger und Pickering 2018).

⁵⁹ Bemerkenswertes Beispiel sind die Industriefotografien von Bernd und Hilla Becher (1994).

2018, 79). Schließlich lenkte auch die Politik in Richtung „memorialization“ (Berger und Pickering 2018, 228) ein und machte den Denkmalschutz und die *Industriekultur* zum Paradigma im Umgang mit den montanindustriellen Wundmalen. Sie wurden saniert, verschönert, renaturiert und wiederbelebt. Die Projekte der Internationalen Bauausstellung Emscher Park von 1989 bis 1999 sind die herausragendsten Beispiele für die Wiederentdeckung und Umgestaltung der montanindustriellen Hinterlassenschaften. Unter anderem wurde in ihrem Zuge aus der über 200 Hektar großen Brachfläche des ehemaligen Hüttenwerk Duisburg-Meiderich der Landschaftspark Duisburg-Nord, aus der als Abwasserkanal genutzten Emscher – wieder – ein Fluss und aus der Ratlosigkeit gegenüber dem Verbleib der Essener Zeche Zollverein die erfolgreiche Bewerbung um ihre Anerkennung als UNESCO Weltkulturerbe (TU Dortmund 2008). Heute werden die 3500 geschützten Industriedenkmäler in ihrer neuen saubereren, sichereren und komfortabler Aufbereitung im Namen der *Industriekultur* in Szene gesetzt (Wicke, Berger und Golombek 2018, 77). Die ehemaligen Hallen der Kokereien, Zechen und Hüttenwerke beherbergen Museen, Veranstaltungsorte, Hochschulen und Schwimmbäder. Auf den Halden des Ruhrgebiets prangen Kunstwerke, eine Skihalle und ein Theater. Die ästhetisierten Industriestandorte werden als bauliche Aushängeschilder der unverwechselbaren Authentizität der Region eingesetzt und dabei quasi nebenbei vom unförmigen zum marktförmigen Überbleibsel der Vergangenheit modelliert (Schoenmakers 2024, 88).

„Mittlerweile ist erkannt worden, dass im Wettbewerb um regionale Entwicklungschancen das industriegesamtliche Erbe sich zur Selbstdarstellung und Inszenierung von Einzigartigkeit eignet. Hinzu kommt, dass überall erkannt ist, dass Tourismus, Freizeit- und Kulturwirtschaft im Unterschied zu altindustriellen Wirtschaftszweigen prosperierende Branchen sind.“ (Goch 2021, 52).

Anstelle von Arbeitern sollen die Denkmäler der Montanindustrie heute Touristen, Ausflügler und Kulturinteressierte anziehen. Sie werden als Zeichen einer erinnerungswerten Geschichte inszeniert, aus der sich eine vorwärtsgewandte Perspektive und ein regionales Bewusstsein ableiten lässt. Diese nostalgische Erinnerungskultur wird vielfach kritisiert, unter anderem von Stefan Berger (2021). Laut ihm sei nicht das nostalgische Zurückblicken per se reaktionär, sondern nur seine einstimmige Auslegung. Sie manifestiere sich in den musealisierten Industriedenkmälern, in denen die Spuren der vor Ort vollbrachten Arbeit und gelebten Klassenerfahrung fehlen, und „in der nur mehr die Hardware des Industriezeitalters verzückt“ (ebd., 100). Die kontext-, menschen- und leblose Fassade bringe kaum kritische Einsichten in die spezifischen Produktionsweisen, jedoch umso mehr eine vereinheitlichte Erinnerung, hervor (ebd., 101). „Among the rusting carcasses of the ‚palaces of industry‘ across Europe are buried many stories of many lives worthy of telling“ (Berger und Pickering 2018, 230).

Jene in den Denkmälern und Museen institutionalisierte und repräsentierte Erinnerung ist im Ruhrgebiet zur hegemonialen aufgestiegen und wurde auf der Suche nach regionaler Profilierung übernommen. Sie ist ein nostalgisches „Hohelied von der Hände Arbeit“ (Maxwill 2021, 2), vom Fleiß und dem Zusammenhalt unter Tage. Sie verklärt ihren Helden, den

Bergmann, zum tapferen und bodenständigen Repräsentanten einer besseren Zeit. Er steht für die Arbeit des Ruhrgebiets, für die geopolitische und ökonomische Bedeutung seiner Erzeugnisse und für den Stolz, mit dem man an dieses Kapitel zurückdenkt (ebd., 26; Berger 2021, 113). Befeuert wird das Narrativ durch die besprochene Forschung über sein musterhaftes proletarisches Leben und „es liegt sicherlich auch an den schönen Bildern, die dabei produziert werden von der harten Arbeit unter Tage und Männern mit dicken Muskeln im Kampf mit den Elementen“ (Goch 2021, 44). Der mit schwarzem Kohlestaub bedeckte Mann ist der Posterboy der Regionsgeschichte, neben ihm umfasst das bildsprachliche Repertoire Stahlarbeiter, Fußballspieler und Gewerkschaftler (Lücke 2010, 2; Paulus 2019, 5). Dass diese Geschichte von Stolz, Stärke und Männlichkeit auch vom Management der Deindustrialisierung verfasst und top-down verbreitet wird, spielt scheinbar keine Rolle für ihr hochgeschätztes Identifikationspotential (Broy 2024b, 233; Berger 2021, 120). Im Gegenteil, das beschworene Wir sind grade die gewerkschaftlichen, unternehmerischen und staatlichen Akteure der vor dem Hintergrund des Strukturwandel erreichten Sozialpartnerschaft, die Klassenkämpfe unwiederbringlich in weit entfernte Vergangenheiten verbannt (Goch 2021, 53; Berger 2021, 114). Die Konflikte und Machtbeziehungen zwischen den Partnern rücken in den Hintergrund, während die neoliberale Sozial- und Wirtschaftsordnung der Gegenwart zum Antagonisten der regionalen Errungenschaften wird. Statt der Klasse ist die Regionszugehörigkeit wesentlich für das Wir. In der kurzen Geschichte des Ruhrgebiets war es grade die vom Strukturwandel gesteuerte Erinnerung, die ein Bewusstsein für regionale Zusammengehörigkeit schaffte, wie es sie vor der Deindustrialisierung nicht gegeben hatte (Berger 2021, 98). Erst als der Rauch der Industrialisierung sich verzog, entstand die Vorstellung einer zusammenhängenden Region. Was überblieb, wurde kraft der Erzählung einer geteilten Arbeitsgeschichte geeint. Das homogenisierte Bild der Region bestimme, so Stefan Goch, auch das Raumbewusstsein der sich intergenerationell neu herausgebildeten Mittelschichten heute (2021, 51). Ihre hohe regionale Verbundenheit bezieht sich auf das *Industrieerbe*, das nur mehr in Form der reduktionistischen Schimäre der harten Arbeit vorkommt (ebd., 53). Sie ist längst zugunsten von Unterhaltung und ästhetischem Vergnügen dehistorisiert (Wicke, Berger und Golombek 2018, 85):⁶⁰ „Erzählt wird eine Erfolgsgeschichte extremer Transformation, die im grellen Glanz der Kulturmetropole mündet“ (Maxwill 2021, 27).

Wichtiges Element der hegemonialen Regionsgeschichte ist eine spezifische Solidarität, die bis zum Ethos des preußischen Bergmannes zurückreicht und seinen Bogen über die lokale Bedeutung des Fußballs zur *multikulturellen* Integrationsleistung spannt. Anders als der gewöhnliche Arbeiter war der Bergmann frei, seinen Beruf auszuüben, was auch nach der Proletarisierung seines Standes zur stolzbehafteten Distinktion führte (Berger und Pickering 2018, 225). Er wahrte sich die Disposition zum „konservierten Stolz“ (Maxwill 2021, 21), zumal

⁶⁰ Solche Formen der engen Verzahnung von Geschichte und Unterhaltung werden als Histotainment diskutiert.

seine Arbeit ihn zu einer gewissen Selbstwirksamkeit befähigte. Durch große Anstrengung konnten Bergmänner einen begrenzten Wohlstand erwirtschaften und durch ihre erbitterten Klassenkämpfe bewirkten sie immer wieder Verbesserungen ihres Status (Zolper 2018a; Maxwill 2021, 21). Die spezifische Erfahrung unter Tage, die die Arbeiter stets der Gefahr eines Massensterbens aussetzte, brachte ihre, im Zweifel überlebenswichtige, kameradschaftliche Verlässlichkeit hervor (Zolper 2018b, 179). Der Transfer der ausgeprägten Solidarität von der Arbeit in die Freizeit wurde außerdem durch die Siedlungsstrukturen begünstigt. In ihnen bildete sich ein kollektiver Lebens- und Gemeinschaftszusammenhang heraus, der sogleich im kollektiven Gedächtnis des Ortes gespeichert wurde (Lindner und Breuer 1979, 44–45). Lindner und Breuer attestieren, angelehnt an Lockwood, solchen in monostrukturierten Industrieregionen vorkommenden klassenhomogenen Wohnvierteln den Hang zum „proletarischen Traditionalismus“ (Lockwood 1966, zitiert nach Lindner und Breuer 1979, 60). Der starke innere Zusammenhalt gepaart mit der sozialräumlichen Isolierung führe demnach zu einer lokalen Orientierung, die einerseits eine solidarische Grundhaltung einfordert, andererseits jedoch konservierend gegen Veränderungen und die Ausweitung der Solidarität über die Siedlungsgrenzen hinaus mobilisiert. Diese Einstellung kommt zum Beispiel dann zum Vorschein, wenn Fußballspieler im Ruhrgebiet dafür geächtet werden, dass sie die Verbundenheit zum Verein – somit zum Viertel und zur Solidargemeinde – aufkündigen (ebd., 60–61).⁶¹ Die feilgebotene Geschichte homogenisiert die Region zu einem Bergmann und einer Solidarität, die alle vereint. „Denn es waren die Stahlkocker und Kumpel, die als männliche Familienernährer ein gutes Leben garantierten und mit denen das gesamte Ruhrgebiet solidarisch sein musste“ (Recht auf Stadt – Ruhr 2014a, 5).⁶² Sie klopfte sich gar anerkennend auf die Schulter, wenn sie die funktionierende *Multikulturalität* zum Verdienst der regionalen Eigenart von Toleranz erklärte (Berger 2021, 114) – und tatsächliche Diskrepanzen im Schatten der heraufbeschworenen Riesen der Solidarität, der Arbeiterschaft und der Industriedenkmäler verschwinden.

3.1.4. REGIONALER UNSINN

Die Solidaritätserzählung mit den Ikonen des Industriedenkmals und der Heldenfigur des Arbeiters macht aus dem Ruhrgebiet in der Retrospektive eine Region. Auch schon vor ihrem gegenwärtigen Erklängen im Dienste der postindustriellen Selbstfindung war sie maßgeblich für die Repräsentation einer „ausschließlich vom Arbeitsrhythmus dominiert[en] Region“

⁶¹ Tatsächlich hatte der Fußballspieler im Ruhrgebiet lange eine besondere Rolle, die ihn von seinen Kollegen anderer Vereine unterschied. Er war Arbeiter, dem sich mit dem Erfolg im Fußball die Möglichkeit bot, Geld auf sicherer und leichter Art (dazu) zu verdienen. Weniger als dass er vor einem Publikum auftrat, gehörte er dazu; war Nachbar, Kumpel und Repräsentant der geteilten Klasse (Lindner und Breuer 1979, 60). Kumpel ist eine Bezeichnung für den Bergmann, in der die spezifische Kollegialität der Arbeit unter Tage anklingt.

⁶² In Zuge der Zerschlagungen wurde die Solidarität in den Protesten und Streiks für eine Zukunftsaussicht der Ruhrgebietsstädte noch einmal öffentlichkeitswirksam aktiv. Über die Bergarbeiterschaft hinaus organisierten sich Allianzen – nur dieses Mal gegen die staatlichen Steuerstellen des Kohleausstiegs (Grinat 2018b, 242, 248; Brüggemeier, Farrenkopf und Grütter 2018, 24).

(Maxwill 2021, 2).⁶³ Sie wurde „immer wieder angestimmt [...], im Wilhelminischen Kaiserreich ebenso wie in der Weimarer Republik, in Zeiten aggressiver Kriegsvorbereitung ebenso wie in den Wiederaufbaujahren“ (ebd., 2).

Die beschworene Arbeitersolidarität verliert angesichts der Arbeitslosigkeit, Verarmung und Entsicherung im Ruhrgebiet an Halt. Ihr kollektives Wir ist „ein Auslaufmodell wie die Industriearbeit selbst“ (Recht auf Stadt – Ruhr 2014a, 6) und mehr und mehr exklusiv gegenüber denen, die die Arbeitsbedingung nicht teilen. Eine typische, einende Berufsbiographie gibt es in der Region nicht mehr, die Werdegänge sind brüchig und fragmentiert (Maxwill 2021, 20). Die Region gerät zwischen den erstarkenden Kräften des Urbanen und des Ruralen, im rurbanen Spannungsfeld, zunehmend unter Identitätsdruck.⁶⁴ Die Deindustrialisierung und der Bevölkerungsrückgang verschärfen ihre randständige Position neben wachsenden und prosperierenden Städten, gegen die sie im Wettkampf um Investition, Touristen, Unternehmen und Kulturereignisse wenig Chancen hat (Sackmann und Schubert 2018, 303–4). Das Verlangen nach regionaler Verankerung wird mit der eskalierenden globalen Vergesellschaftung immer größer, während periphere Ortsidentitäten ihm immer weniger nachkommen können. Schrumpfende, zerfallende Regionen neigen dazu, das Schicksal der Marginalisierung passiv zu erleiden, sich an Vergangenen zu orientieren und so dem Risiko von sich zersetzender Identität auszuweichen (ebd., 315; Lefebvre 2019, 39).

Befragt man die „stolz zur Schau gestellte Ruinenlandschaft“ (Berger 2021, 113) des Ruhrgebiets vor dem Hintergrund der rurbanen Widersprüchlichkeit, erscheint ihre „Überfülle an Vergangenheitsbezügen“ (ebd., 113) in neuem Licht. Die Geschichte vom geschlichteten Klassenkampf, von der *multikulturellen* Toleranz und der Rückkehr der Natur in die Industriebrachen – mit der euphemistischen Wortneuschöpfung der *Industrienatur* benannt – versperrt die Sicht auf gegenwärtige Konfliktherde der Region. Massenarbeitslosigkeit und Kinderarmut,

⁶³ Die Liste der Schriftsteller, die das Ruhrgebiet bereisten und erzählerisch durch die Landschaft aus Industriewerken, Qualm und idyllischen Siedlungseinheiten wanderten, ist lang – und männlich. Unter anderem Heinrich Böll, Joseph Roth und Max Barthel speisten die Narration einer schuftenden Arbeitslandschaft (Maxwill 2021, 3).

⁶⁴ Mit Rurbanität wird die widersprüchliche Entwicklung der Zunahme globaler Vernetzung mit zeitgleicher Zunahme regionaler Ausdifferenzierung benannt. Während der Stadt-Land-Widerspruch morphologisch an Schärfe verliert, erstarkt der zwischen Urbanität und Ruralität. Ländliche Räume sind zwar inkorporiert in urbane Ökonomie, Lebensweise und Wertsysteme, sie sind jedoch nicht an ihnen beteiligt, sie sind nicht zentral. Paradoxe Weise werden sie rural gemacht, indem sie urban geworden sind. Mit dem Ende des Industriezeitalters spitzt sich die rurbane Fliehkraft zu: Das urbane Netz ist weltweit gespannt und die ruralen Inseln laufen Gefahr, abgehängt zu werden, zumal sie es mit globaler Konkurrenz aufnehmen müssen. Im weltweiten Buhlen um Kapital- und Touristenströme gewinnen lokale Spezifikationen an Bedeutung. Und anders als noch vor 200 Jahren sind es nicht mehr die unmittelbaren physischen Ressourcen, die den ökonomischen Erfolg einer Region ausmachen (Häußermann 1994, 238). Eine deindustrialisierte Region, die förmlich grade ihr Selbstverständnis verloren hat, hat keine guten Chancen gegen ausdifferenzierte Städteprofile bestehen zu können. So gehen aus der rurbanen Dynamik mehr und mehr Gewinner und Verlierer hervor; Städte, die wachsen und locken, und Städte, die schrumpfen und zurückweisen (Kuder 2024, 24–25; Sackmann und Schubert 2018, 303–4).

„Spaltungslinien [...] entlang ethnischer oder rassistischer Zuschreibungen“ (Recht auf Stadt – Ruhr 2014a, 6) nach der „hundertjährige[n] Geschichte der Einwanderung“ (ebd., 6) und Bedrohung durch die Klimakatastrophe gehen im Bild der einheitlichen, befriedeten und solidarischen Region unter. Wenn überhaupt im Ruhrgebiet eine geteilte Erfahrung gemacht wird, nachdem die des Arbeiters auch offiziell nicht mehr als universal gilt, ist es die der freiwilligen und unfreiwilligen Begegnungen in den dichtbesiedelten und diversen Windungen der postindustriellen Landschaft (Maxwill 2021, 35):

„Die Tatsache, dass Städtegrenzen oft unbemerkt ineinanderfließen, eindeutige Trennungen von Stadt, Industrie und Natur nicht immer sinnvoll sind, konstitutive Elemente [...] teils ununterscheidbar wirken, macht dieses Konglomerat so eigenartig, verführt (verständlicherweise) zur Denkabkürzung, zur begrifflichen Komprimierung und schlichten Bildproduktion“ (ebd., 33).

Die territoriale und soziale Einheit, die unter dem Namen Ruhrgebiet konstruiert wurde, bleibt genau das, Konstrukt. Es beschreibt ein Gebiet mit vagen Grenzen und vielen Zusammenhängen, nicht aber einen umfassenden. Bis heute ist das Gebiet keine Verwaltungseinheit, seine Städte und Kreise unterstehen ihrer eigenen Zuständigkeit. Auch baulich und landschaftlich lässt sich auf seinem Gebiet kein übereinstimmendes Prinzip identifizieren. Zu Zeiten der aktiven Zechen und Hüttenwerke waren es Darstellungen der gigantischen Industrieanlagen mit ausgedehnten Siedlungen und mit zwischen ihnen verlaufende Straßen, die den Typus der Industriegemeinde etablierten. Sie war noch nicht Stadt, ihre Bewohner lebten in religions- und klassenhomogenen Vierteln nebeneinander, noch gab es keine Bedeutung, keine Geschichte, kein Gesicht und kein Ziel (Croon und Utermann 1958, 277). Das Ende ihres Wachstums war nicht in Sicht. Als käme noch etwas, war ihr intrinsisches Fehlen ein Entwicklungsstadium. Heute, im Danach, sieht es anders aus. Die Form des Ruhrgebiets wird als „Parklandschaft“ (Grütter 2018, 211) offener Brachen und industrieller Hinterlassenschaften, als „Anomalie“ (Schuster und Höhne 2017, 258) durch den unumkehrbaren Eingriff in natürliche Systeme, als „abseits gängiger Landschaftsvorstellungen“ (Maxwill 2021, 32) geschildert. Sucht man einen Sinn, verliert man sich in ihr. Ihre Städte sind nicht voneinander abgrenzbar, selbst Karten lassen kaum Ortsgrenzen erkennen. Dörfer und Städte wuchsen in der Vergangenheit förmlich zusammen – nicht nur, bis sie sich berührten und das Territorium des nächsten Ortes erreicht hatten. Sie verliefen ineinander, bis die Unterscheidung in Stadt und Land, in Innen und Außen aufgelöst war: Verlässt man im Ruhrgebiet eine Stadt, ist man nicht auf dem Land; man ist mittendrin in der verwachsenen, verwickelten Stadt-Land-Schaft. Sie ist struktur- und zentrumslose Abfolge von städtischen, ländlichen, passenden und unpassenden Teilen, die kein Ganzes ergeben:

„Statt eines Walds qualmender Schlote Brachen, Technologieparks, Neubaublöcke, Logistikzentren. Ein Cluster peripherer Nicht- und Zwischenorte hat sich im Geflecht der Vorstädte etabliert: Dort finden sich touristische Attraktionen neben verwaisten Gewerbegebieten oder toxischem Hinterland; und unweit stehen vielleicht leicht verwahrloste Konsumareale.“ (Ebd., 3).

Die Versuche, die polyzentrale, offene Region in Maßstäben der Metropole und Urbanität zu messen – wie es allzu häufig in der regionalen Selbstdarstellung *Metropole Ruhr* geschieht – müssen missglücken. Sie verfehlen die lokalen Lebenswirklichkeiten, und das nicht knapp. Zum einen war die Metropolis, die Mutterstadt, politischer, sozialer, wirtschaftlicher und kultureller Mittelpunkt für einen Staat, so etwa das antike Rom oder Paris (Ernst o. J., 37). Zum anderen ist das Ruhrgebiet als peripherer Rest nicht urban, weder im Sinne von Zentralität noch in seiner jüngeren Bedeutung von bürgerlich-kreativen Milieu und städtebaulich-architektonischem Ambiente (Jasper und Scholz 2008, 633). Seine Biographien und Bauten sind nicht im Kommen. Anders als ihre erfolgreichen, wachsenden Konkurrenten auf dem Städtemarkt sind sie nicht nach vorne gerichtet (Ziener und Weber 2015, 3). Sie blicken vielmehr zurück. Bestenfalls ist die fehlende Metropole des Ruhrgebiets und seine mangelnde Urbanität langweilig, im äußersten Fall gefährlich – wenn Verarmung und Vereinzelung als ortstypische Verhaltensmuster hingenommen werden.

Vor der normativen Folie der Alten Stadt mit ihrer einzähligen Urbanität ist das Konglomerat der Städte, Straßen, Industrien und Lücken des Ruhrgebiets nichtig. Es wird gemeinhin als hässlich abgewertet, seine Bauten, seine Bewohnerschaft und seine Leben sind schwerlich zu verwerten im rurbanen Wettkampf (Altrock 2024, 94; Wicke, Berger und Golombek 2018, 77).⁶⁵ In dieser Lesart wird der Mangel an städtischer Ordnung als ein Mangel an Stadt gedeutet. Dagegen sträubt sich eine andere Auffassung, die sich der Stigmatisierung, die die gesamte Region betrifft, zur Wehr setzt: Sie stelle „keinen zurückgelassenen, armseligen Un-Ort dar, sie ist ein Vorbild für die Zukünfte aller Städte im 21. Jahrhundert“ (Davy 2004, 254). In Bezug zur Analyse der globalen Urbanisierung wird sie als programmatischer Vorbote gelesen. Da sie dabei sind, zu einem weltumspannenden, urbanen Gewebe zu verschwimmen, stehe Städten der völlige Verlust ihrer Ordnung bevor. Für diese künftige Realität diene das Ruhrgebiet als Modell. Nicht durch eines, sondern viele Zentren, nicht durch Hierarchie, sondern Wildnis, geformt; immer in Bewegung und nicht durch überholte Stadtbilder festschreibbar. Diesen Standpunkt nehmen die ein, die teilnehmen wollen an der Verhandlung der Zukunft des Ruhrgebiets, und dafür ein Gegennarrativ zur *Metropole Ruhr*, zum abgeschlossenen Strukturwandel und zur Wettbewerbsfähigkeit begründen.⁶⁶ Sie erklären das Ruhrgebiet pathetisch zur „Anti-Metropole“, zur „paradigmatische[n] Netzstadt“ oder zum „rhizomatischen Kunst-Raum“ (Ernst o. J., 37).

Getreu der Cyborg-Vielzähligkeit muss es hingegen einen weiteren Weg geben, das Ruhrgebiet weder als das eine noch das andere zu betrachten; es weder zu Nichts noch zu Einem

⁶⁵ „Der Alltag des Umgangs mit den Hinterlassenschaften von Krieg, Zerstörung, Wiederaufbau und Weiterentwicklung ist weniger spektakulär und perspektivenärmer“ (Altrock 2024, 94).

⁶⁶ Es ist überhaupt auffallend, dass die meisten Perspektiven auf das Ruhrgebiet, ob forschender, kritischer oder visionärer Art, einen biographischen Bezug zu der Region aufweisen. Abgesehen davon tritt es in state-of-the-art Stadtforschung nebensächlich, als Erwähnung oder eben gar nicht auf.

zu erklären. Die Stadt in ihrem modernen und singulären Sinn endet im Ruhrgebiet, wie auch die vielen anderen glorreichen Herrscher-Geschichten. Behält man sich die Stadt als ideologische Schablone bei, kann das Ruhrgebiet nur als das Andere – die Peripherie, die Vorstadt, die Profanität – sichtbar werden. Will man es aber zum städtischen Gegenprojekt erheben, läuft man Gefahr in der Suche nach einer Alternative Einigkeit zu unterstellen und verheerende städtische Verhältnisse zu übergehen. Die Stadt muss nicht abgeschafft werden, es ist vielversprechender, in ihrer hierarchischen Organisation sich die Cyborg einnisten zu lassen.

Benjamin Davy, der von 2000 bis 2004 den Forschungsverbund „Städteregion Ruhr 2030“ leitete, entwirft als politische Vision für das Ruhrgebiet die *Neunte Stadt*, die mit der Cyborg wesentliche Merkmale gemein hat: Sie ist fragmentiert, mehrdeutig, unordentlich und nicht mit einstimmiger und universeller Rationalität identifizierbar (Davy 2004). Anders als die Figur der Cyborg begründet sie allerdings kein umfassendes Projekt, sondern eine schlüpfrige Ortsspezifität. Letztere ergänzt die Cyborg Perspektive mit praxisnahen Impulsen für das Forschungsfeld Ruhr. Laut Davy ist das Ruhrgebiet von wilden Grenzen durchzogen, womit es „nicht durch scharfe, linienförmige Grenzen gut lesbare, wohlgeordnete Räume bestimmt“ (ebd., 25) ist. Sind diese wuchernden Grenzen zwar räumliche Normalie, hervorgerufen durch die Künstlichkeit von territorialer Ordnung, kommen sie im Ruhrgebiet außergewöhnlich häufig vor. Ihre Städte grenzen nicht nur direkt aneinander, sie umschlingen sich und formen Exklaven. Das Eigene im Fremden ist im Ruhrgebiet aber nicht die Ausnahme eines ansonsten ununterbrochenen städtebaulichen Zusammenhangs. Die Störung durch das Fremdkörperliche der Exklave ist vielmehr das Ruhrgebiet selbst (ebd., 254). Will man erfassen, was Davy als „Eigensinn“ (ebd., 272) der Städte bezeichnet, muss man davon ablassen, die Region auf eine Stimme, ein Bild oder einen Ort verdichten zu wollen. Mit dem Eigensinn der Stadt meint Davy nicht Löws Eigenlogik, sondern die Unordnung der *Neunten Stadt*, ihre Wildheit, die nicht einteilbar ist. Der Eigensinn steckt in den vielen urbanen Rationalitäten, die weder in ihrer Summe noch auf eine Rationalität reduziert erkennbar ist: „Keine gemeinsame Sichtweise, keine urbane Rationalität, macht diese Städte gleichzeitig sichtbar und lesbar“ (ebd., 272). Nur unter Anwendung einer interpretativen Vernunft könne aus der Gleichzeitigkeit der vielen Stimmen und Realitäten der *Neunten Stadt* eine einzige Rationalität abgeleitet werden. Stattdessen ruft Davy dazu auf, sich dem Unbehagen zu stellen, das einen überkommt, wenn man die eigene Vernunft, die eigene Rationalität und den eigenen Sinn als einen unter vielen versteht (ebd., 282). Es ist der Unsinn, den er als Handlungsempfehlung für die Raumplanung im Ruhrgebiet formuliert: Sie müsse sich an den Spuren, die die wechselnden Absichten, die diversen Rationalitäten und übermalten Ordnungen im Ruhrgebiet zurücklassen, den *Pentimenti*⁶⁷,

⁶⁷ Davy nutzt die *Pentimenti* aus der Bildenden Kunst, um die Reuelinien des Ruhrgebiets zu vergegenständlichen. Ein *Pentimento* ist eine übermalte Linie eines Gemäldes, die durch Alterungsprozesse sichtbar wird. Sie lässt den Arbeitsprozess hinter der weit zurückliegenden Fertigstellung des Werks nahbar werden. Im

orientieren, um die fragmentarische, unvollständige *Neunte Stadt* durch ihre wilden Grenzen verbinden zu können.

3.2. FORSCHUNGSDESIGN

Wirklich unsinnig kann eine Forschung sicherlich nie sein, weil ich als Ausführende mich meines Sinnes nicht werde entledigen können. Aber ich kann es probieren. Ich kann nach dem vielen Städtischen statt nach der sagenumwobenen Stadt suchen, nach der „Vielheit lokaler Bezüge von Bewohner_innen und Nutzer_innen als ein immer im Entstehen begriffenes plurales und zugleich partielles Wissen“ (Bauer und Nöthen 2021, 171)⁶⁸ fragen, statt mich auf institutionalisiertes Raumnarrativ zu verlassen und ich kann die Erfahrungen und Bedeutungen nebeneinander belassen, statt sie in ein Behältnis zu stapeln. Um herauszufinden, wie im Raum des Ruhrgebiets, wo Stadt, Sinn und Ordnung ungültig zu sein scheinen, sich zurechtgefunden wird, Zusammenhang geschaffen und Handlung abgeleitet wird – Stadt gemacht wird –, muss ich mich auf partikulare momenthafte Assemblagen und Wissenskonstellationen einlassen. Die Bedingungen dafür zu schaffen, sie möglichst offen zu erfragen, ist Ziel des dreiteiligen methodischen Vorgehens. Das Erkenntnisinteresse gilt exemplarischen Stadterfahrungen, den städtischen Kompositionen des Einzelnen. Um sie zu erheben, bedarf es eines Forschungsdesigns, das nicht Ordnung, Sinn und Stadt vorgibt, sondern sie sich erst durch die Forschung erschließt: Es muss explorativ und offen sein.

Die Grundlage für den empirischen Zugang legte in einer ersten Phase ein zweiwöchiger Feldaufenthalt im September 2024. Diese, noch unsystematische, Erkundung der Orte und Strukturen verfolgte den Zweck, für die folgende Erhebung eine den lokalen Gegebenheiten angemessene Herangehensweise zu entwerfen. Größte Herausforderung bestand darin, einen sozialen oder räumlichen Ort festzulegen, auf dessen Grenzen sich die empirische Befragung beschränkt. Das Ruhrgebiet als Ganzes wäre widersprüchlich zu seiner Grenzenlosigkeit, die Untersuchung würde sich an Narrations- oder Verwaltungslinien gehalten, die die Cyborg nicht interessieren. Gleiches gilt für die Begrenzung auf den Bereich einer ihrer Städte. Und die Forschung auf kleinteiligerer Ebene hätte sich leicht in den kleinteiligen Strukturen des Netzes verfangen können, wohingegen das Interesse auf das Potential für weitgespannte

Ruhrgebiet verlaufen diese Spuren des Sinneswandels zwischen den Industriearealen, den Siedlungen und den Städtegrenzen.

⁶⁸ Ohne, dass sie hier ergiebig besprochen werden könnten, soll auf die vielen Ansätze zur künstlerischen Stadtforschung zumindest hingewiesen werden. Sie versuchen der Produktivität des Städtischen mit einer produktiven Methodik gerecht zu werden. Kathrin Wildner zum Beispiel plädiert für eine zweckoffenen Stadtforschung, die selbst als Aufführung an der Stadt teilnimmt und sich so politisch positioniert (Wildner 2015). Lea Bauer und Eva Nöthen entwerfen ein dialektisches Modell von Stadtwissen, das mit künstlerischer, engagierter Forschungspraxis aus seiner binären Reserve gelockt werden kann: Zwischen sozialer Raumordnung und individueller Raumbeschreibung vermittelt die städtische Praxis, die mehr ist als das Lesen der Zeichen der Stadt und ihrer Nutzbarmachung für das eigene Handeln (Bauer und Nöthen 2021, 172). Sie konstituiert eine eigene Wahrnehmungs- und Wirklichkeitsebene, für die Kunst und Spiel unverzichtbar sind (ebd., 178).

Fäden gerichtet ist. Demnach verzichtet die Forschung auf die Orientierung an sozialräumlichen und gebieterischen Grenzen und folgt dem Rhein-Herne-Kanal im Norden des Ruhrgebiets. 1906 bis 1914 als Wasserstraße für den Transport von Kohle, Stahl und anderen Gütern erbaut, verbindet er die Duisburger Rheinhäfen im Westen mit dem Dortmund-Ems-Kanal im Osten und verläuft durch zehn Städte. Er ist eine der postindustriellen Narben, von denen das Ruhrgebiet durchzogen ist: Er verbindet, ist Relikt der Industriegeschichte und Form der Gegenwart; ein *Pentimento*. Der Kanal diente als topographischer Orientierungsfaden der Untersuchung. Wird er nicht von den Befragten erwähnt, ist er aber nicht ausdrücklich thematisiert.

In einer zweiten Phase, während eines weiteren zweiwöchigen Feldaufenthalts im Oktober 2024 wurde in sechs der zehn Städte entlang des Rhein-Herne-Kanals Befragungen durchgeführt: Oberhausen, Bottrop, Essen, Gelsenkirchen, Herne, Recklinghausen. Die Auswahl der Gesprächspartner erfolgte zufällig, einzige Kriterien waren die Bereitschaft, sich mit mir zu unterhalten – was wohl die größte Selektion bedingte –, und in Angrenzung zum Kanal zu leben.⁶⁹ Herausgekommen ist eine Gruppe von 27 Befragten, im Alter von 25 und 80 Jahren, darunter aus dem Umland Zugezogene, aus dem Ausland Migrierte und nie Weggezogene. Die Interviews waren nach einem Leitfaden strukturiert, hatten aber auch große narrative Anteile, in denen ohne mein Zutun zwischen persönlicher Biographie, Haltung und Wahrnehmung Assoziationen hergestellt wurden. Das hatte zur Folge, dass die Gesprächsdauer zwischen 30 und 100 Minuten variierte. Alle Interviews wurden aufgezeichnet und die ersten fünf habe ich jeweils nach der Aufnahme angehört, um Verständnishürden ausfindig zu machen und sie durch leicht veränderte Betonungen und anders konnotierte Wörter zu mildern. Die Gespräche erfassen die Beschreibungen der Stadt, ihrer Wahrnehmung, ihrer Assemblagen und Bedeutungen. Ihr Ziel ist nicht, vorgefasste Größen der universalen Stadt abzufragen, sondern die Konstruktion, Deutung und Verknüpfung der einzelnen Stadt zu sondieren. Statt mit der Erwartungshaltung, eine Antwort auf eine Frage zu bekommen, muss eine explorativen Forschung offen – im ernsthaften, also systematischen Sinne – an ihr Feld herantreten (Wildner 2015, 181). Mich nicht von einer konkreten Frage und einem definiten Begriff der Stadt leiten zu lassen, ist eine Herausforderung, verspricht aber potentiell, den Blick auf das viele Städtische freizugeben – und birgt auf der Kehrseite das Risiko, den Überblick in irgendwie gearteten, stadtbezogenen Informationen zu verlieren.⁷⁰ Die durchgeführten Interviews waren zwar von breit gefassten, möglichst wenig suggestiven Fragen strukturiert, in erster Linie waren es aber die jeweiligen Techniken, Elemente und Verbindungen des Assemblierens, Beschreibens und Wissens, die sie leiteten. Eine methodische Triangulation aus narrativen,

⁶⁹ Die Gesprächspartner wurden auf möglich vielen Wegen akquiriert: Über soziale Medien, direkte Ansprache und über lokale Vereine.

⁷⁰ „Die Utopie muss experimentell betrachtet werden, indem ihre Auswirkungen und Folgen vor Ort untersucht werden. Sie können überraschen. Was sind die gesellschaftlich gelungenen Orte, was werden sie sein? Wie sie aufspüren? Nach welchen Kriterien?“ (Lefebvre 2019, 155).

künstlerischen und beobachtenden Teilen wäre der städtischen Vielschichtigkeit adäquat, ist aber im Rahmen dieser Arbeit nicht durchführbar. Stattdessen fokussiert die durchgeführte qualitative Befragung auf die Elemente der urbanen Assemblage, die verbal vermittelbar sind – im Wissen, dass sich ihnen Dimensionen des räumlichen Erfahrens und der räumlichen Praxis entziehen.⁷¹ Die Forschung stößt immer wieder an diese Grenzen des Fassbaren, wenn meinen Gesprächspartner und mir Worte fehlen oder wir um einen diffusen Begriff taumeln: Das Nachvollziehen von städtischer Praxis, außerhalb ihres unmittelbaren Vollzugs, aus einer zeitlich und räumlich versetzten Position, ist nur beschränkt möglich und erfordert einige Mühe. Zumal die Befragten auf Abläufe, Orte und Konstellationen aus ihrem Alltag nicht unmittelbar zugreifen können. Scheinbar ohne einordnende Reflektion abgespeichert, sind sie anders als andere Typen urbaner Elemente nicht abrufbereite, regelrecht vorgefertigte Erzählfiguren. In den Gesprächen wiegen also „Praxen des *sinnlich-ästhetischen* und des *deutend-semiotischen* Wahrnehmens, Konzipierens, (Er-)Lebens“ (Bauer und Nöthen 2021, 181, Hervorh. im Original) schwerer als die des spielerisch-produktiven.⁷² Ich kann keinen Anspruch darauf erheben, die Raumbezogenheit meiner Befragten – die ja ohnehin eine Praxis ist und damit immer beweglich – vollständig zu erfassen.

In einer dritten Phase wurde das gesammelte Material, die Raumbeschreibungen, die individuellen Positionierungen und Rationalitäten der Stadt der Einzelnen, ausgewertet. Nach mehreren Durchläufen der offenen Kodierung der transkribierten Gespräche traten die eingesetzten, erzählten und unerwähnten Bestandteile der Assemblagen hervor. Sie sind die baulichen, diskursiven, zeitlichen und sozialen Elemente, aus denen sich die Stadt ergibt, die der Einzelne wahrnimmt, herstellt und beschreibt. Das können Akteure jedweder Art sein, darunter Ereignisse, Ideen, Geschichten, Menschen, Erinnerungen, Gefühle und Gebäude. Entlang des von ihnen aufgespannten Kategoriensystems wurde nach Mustern der Bedeutungsherstellung und Vergemeinschaftung, nach den Beziehungen gesucht. Sie sind, was Verbindung zu einem Ort, anderen Personen, einer Stadt oder ihrer Gemeinschaft erzeugt. Sie äußern sich als soziomaterielle Bedingungen für die Aufnahme von Beziehungen zwischen den an der Stadt beteiligten Akteuren. Schließlich wurde das Netz städtischer Verbindungen danach geprüft, inwiefern es zu seiner Erweiterung und Modifizierung mobilisiert. Es ist die Erkundung der Praxis, nach der Aktivität der Beziehungen und der Akteure, die sich aus dem Städtischen ergeben

⁷¹ Mit der Durchführung der Interviews, die in dieser Abhandlung zum Tragen kommen, waren Ortsbegehungen, teils mit den Befragten, verbunden. Die thematisierten Orte wurden zusätzlich von mir fotografisch exploriert. Die Ergebnisse sind nicht in diese Analyse aufgenommen, waren jedoch im Forschungsprozess dem Gewahrwerden und Verknüpfen der abgefragten Raumerlebnisse zuträglich.

⁷² In ihrer Konzeption der Vielheit räumlichen Wissens ist der künstlerisch-spielerische der Wahrnehmungsmodus zwischen Performanz und Repräsentation, er ist „spielerische Präsentation des Vermittels“ (Bauer und Nöthen 2021, 178). In welchem Ausmaß das Erleben und Leben von Räumen in Begriffen der alltäglichen oder wissenschaftlichen Sprache überhaupt gefasst werden kann, ist ungewiss. Explorative und offene Verfahren lassen höchstens Vermutungen und partielle Einsichten zu.

kann. Sie betrifft die Wirkung des Netzes, ob seine Interaktionen lähmen oder aktivieren, und die Wirkmacht des Einzelnen, sich in den Interaktionen einzubringen, sie zu formen oder gegen sie zu wehren. Insbesondere für die Kodierung wäre ein Forschungsumfeld mit mehr als mir als Entscheiderin ergiebig gewesen. Ohne intersubjektive Revision bleibt das Kodieren, auch unter Hinzunahme von Hilfsprogrammen und nach mehrfachen Wiederholungen, für Auslassungen, Gewichtungen und Unachtsamkeiten durch mich anfällig.

4. ERGEBNISSE

Die bloße verbale Wiedergabe der erhobenen städtischen Erfahrungen reduziert deren Vielschichtigkeit. Das Bild des Netzwerkes erleichtert, sich in die geschilderten städtischen Wirklichkeiten zu begeben, ihre Korrelationen nachzuverfolgen. In den Begriffen des Netzwerkes sind es die Punkte und Kanten der Stadt (4.1.), die Beziehungen zwischen ihnen (4.2.) und ihre interaktive Dynamik (4.3.), die identifiziert und in diesem Kapitel in ihrer Rolle für Orientierung, Verbundenheit und Mobilisierung charakterisiert werden. Die Netzwerke sind nie einheitlich, wenn auch es in ihrer Darlegung so wirken mag. Sie sind widersprüchliche, partikulare Abbilder des prozesshaften Städtischen. Und dennoch lassen sich an ihnen Tendenzen ablesen, denn sie kommen dem am nächsten, was Stadt ist: das viele Interagieren.

4.1. ORIENTIERUNG: DIE ELEMENTE

Die erste Frage ist die nach der Lesbarkeit der städtischen „Wildnis“ (Sieverts 2012, 56): Welche sind die Ecken und Kanten, an denen das Raumerfahren sich orientiert? *Die Stadt* gibt es nicht, sie ist für jeden ihrer Besucher und Bewohner ein partikulares Netz zwischen Machtgefallen, Diskursen und Bauten. In Interaktion mit den städtischen Akteuren entfaltet sich ihr Raum, ihre Zeit und ihre Möglichkeit für die jeweilige Position: Die Stadt des Einzelnen, die Karte, an die er sich hält, das Bild, das er entwirft, sein Handlungs- und Möglichkeitsraum. An der Konstruktion ihrer Städte sind soziale, mobile und überlokale Elemente beteiligt. An ihnen richten die Befragten ihre Orientierung im Raum aus.

Nach dem von David Lynch (1990) geprägten Begriffs des Stadtbildes ist das Erleben und Zurechtfinden des Einzelnen im Raum von einer mentalen Bebilderung, einer Art Karte, geleitet. Sie ist individuelle Umgebungskarte, die sich zwar auf das kollektiv geteilte Bild bezieht, ohne es jedoch zu übernehmen. Je nach materieller Form der Stadt können die Bilder, die ihre Bewohner von ihr herstellen, klarer oder unklarer strukturiert sein. Und sie stellen das Gerüst, an dem sich Verhalten orientiert (ebd., 8–9). In Lynchs kognitivistischer Argumentation ist die Lesbarkeit der Stadt demnach ein gradueller Wert, der sich auf Zugehörigkeitsgefühl und Wohlbefinden auswirken kann. Von Lynch ausgeschlossen, kommen im Assemblieren auch die nicht-dinglichen Faktoren – „soziale Bedeutung eines Gebietes, seine Funktion, seine Geschichte – ja, sogar sein Name“ (Lynch 2013, 147) – des Stadtbildes vor: Zwischen ihnen und

den Formen der Stadt spannt sich der Raum auf, den der Einzelne wahrnimmt, kartiert und den er mit anderen teilt:

„Die Stadt der Immobilienmakler, die Stadt der Alleinerziehenden, die Stadt der Wohnungslosen, die Stadt der Vollbeschäftigten, die Stadt der Flaneure sind verschiedene Städte. [...] Die Orte, an denen Wohnungslose frieren, mögen in der Nähe jener Orte sein, an denen Immobilienmakler ihre besten Geschäfte machen. Diese Orte könnten aber ebenso gut auf einem anderen Stern sein. Die Distanz zwischen der Stadt der Wohnungslosen und der Stadt der Immobilienmakler könnte nicht größer sein.“ (Davy 2004, 272).

Die Stadt des einen ist nicht die Stadt des anderen. Auch wenn sich ihre Wege kreuzen und ihre Orte sich physisch nah sind, orientieren sie sich an unterschiedlichen Karten. Sie bewegen sich in anderen Städten. Erkundigt man sich nach dem Stadtbild, nach der mentalen Karte, des Einzelnen, entpuppt sich die Stadt, wie sie sich ihm zeigt: als seine oder als ihre Stadt. Sie ist nicht die der anderen. Dennoch teilen sich die Stadtbilder das Material, aus denen sie sich zusammensetzen. Es sind die Strategien, die angewandt werden, um das städtische Gewebe lesbar zu machen, die auf dieser ersten Ebene behandelt werden:

„Guck mal, ich habe so viel am Kanal gesessen und mache das ja immer noch. Und ich sehe jedes Mal, also an der Stelle, wo ich immer sitze, sehe ich ja immer das Gasometer. Und das ist für mich mein persönliches Bild. Ich sitze am Kanal und sehe das Gasometer. Sieht natürlich auch schön aus, wenn es beleuchtet ist. Muss ich auch sagen. Es ist ja nicht hässlich. Ich meine, es ist ein hässlicher, großer Kasten. Aber wenn er beleuchtet ist, ist er okay. Aber ich mag ja auch Lichter gerne. Dann geht bei mir alles durch.“ (I21, Oberhausen).

In den Darstellungen ihres Assemblierens ein Stadtbild wiederzufinden, auf das sich die Befragten kollektiv beziehen, ist ausgeschlossen. Schon das individuelle Bild ist bruchhaft, beweglich und wenig konturiert. Es ragen wenige Orte hervor, die als Ankerpunkte gelesen werden. Wollte man eine einende Technik der Entzifferung ausmachen, wäre es die einer dynamischen, kontinuierlichen Gratwanderung. Der soziomateriellen Form entsprechend ist eine Strategie erforderlich, die den Raum in Bewegung, über Grenzen, zwischen den diskursiven Sphären Natur und Stadt und in sozialen Netzen erschließt. Das flache, fließende Stadtbild wird durch sozialräumliche und naturräumlichen Diskontinuitäten, die für jeden die ein oder andere Rolle spielen, eingekerbt. Vor allem Zugezogene kämpfen mit dieser Flachheit. Sie beschreiben ein Gefühl der Desorientierung und, dass sie keinen Anhalt finden, der sie wohin verweisen oder sie wohin ziehen könnte. Die meisten scheinen sie aber als Wert wahrzunehmen, die ihnen einen Handlungsspielraum einräumt: Das Fehlen einer vorgegebenen, fixierten Ordnung ermögliche ihnen Begegnung, wo und mit wem sie wollen und Bewegung, falls sie ausweichen wollen.

4.1.1. BRÜCHE

In den Beschreibungen tritt die Stadt in Fragmente geteilt hervor. An den Grenzen der sozialen und räumlichen Einheiten orientieren sich die Stadtbilder; es sind die Ränder und Nähte, die das Gebiet übersichtlich werden lassen. Die Konstruktion von und Ausrichtung an sozialen Brüchen des Raums nimmt dabei eine Schlüsselrolle ein: Andere Menschen, der

kommunikative und produktive Austausch mit ihnen, strukturiert die Raumerfahrung der Befragten ausschlaggebend.

Die soziale Vernetzung ist für die erlebte Ortszufriedenheit und die regionale Identifikation zentral. Das gilt vor allem für diejenigen, die schon ihr Leben lang in der Region verwurzelt sind und dadurch stabile, langjährige Beziehungen, familiärer, freundschaftlicher, professioneller oder irgendwie koordinierter Art, pflegen. Das „Jeder kennt jeden“ (I16, Oberhausen) geht nahtlos in ein „Man kennt die Menschen hier“ (I25, Essen) über. Es wird eine spezifische Art der Sozialität beschrieben, die den eigenen Wohnort zu dem mache, was er für einen ist: Die Interviewten kommen mit der Art zurecht, fühlen sich mit ihr sicher und wohl und identifizieren sich mit der heraufbeschworenen „Mentalität“ (u.a. I17, Herne; I8, Recklinghausen; I23, Bottrop). Mehrfach werden die sozialen Strukturen in Nachbarschaft, Verein oder Stadt als „dörfliche“ (u.a. I4, Gelsenkirchen; I8, Recklinghausen; I24, Essen) ausgezeichnet, da sie sich durch die Vorteile des Bekanntsein und der Selbstwirksamkeit von städtischen abheben. Sie sind der Verbreitung von Wissen, der Organisation kollektiver Handlung und der sozialen Kontrolle zweckdienlich. Die Befragten fühlen sich in ihrer sozialen Vernetzung gut aufgehoben – gegenseitige Unterstützung und Beobachtung garantieren ihnen Orientierung:

„Also ich bin ja in der Ausbildung schon ausgezogen und dann habe ich an einer großen Straße, also wirklich Hauptstraße, gewohnt. Und da war ein Haus mit – ich habe in der vierten Etage auf jeden Fall gewohnt. Ich kannte jeden aus dem Haus. Man hat sich begrüßt, man hat miteinander geredet. Hier jetzt bei uns im Haus, wir sind nur drei Parteien, wir kennen uns auch alle, wir quatschen auch. Wir machen einmal im Jahr, dass wir uns hinsetzen zum Grillen oder andere Sachen. Ich glaube, dass es in manchen anderen Regionen –, wenn ich dann so lese, dass manche Leute ihre Nachbarn nicht kennen oder dass Menschen da fünf Tage tot in der Wohnung liegen, da denke ich mir so: Wie kann das passieren?“ (I11, Gelsenkirchen).

Als signifikant für diesen lokalspezifischen Zusammenhalt wird sein Toleranzpotential gegenüber der Diversität von Lebensentwürfen dargestellt. Hier könne man in Frieden nebeneinander leben, ohne dass man sich zu einem integrieren oder reduzieren müsse. Wobei viele eine Entwicklung vom nebeneinander zum aneinander vorbei Leben bemängeln. Unter anderem wird die *kulturelle* Grenzüberschreitung dieser Eigenart, die der Region als Arbeiterhort nun mal inhärent und angelernt sei, gerühmt.⁷³ Tatsächlich sind die erfahrenen sozialen Zusammenhänge allerdings kleinteilig begrenzt. Vom Differenzniveau der Stadt über den

⁷³ Abgesehen von der regionalspezifischen Sozialität werden für das Raumordnen kaum Bezüge zu anderen als der gegenwärtigen Zeit hergestellt. Die Geschichte, die zur heutigen Form führt, ist irrelevant für das alltägliche Leben. Zwar sind Schornsteine, Zechensiedlungen und Nachkriegsbauten unverzichtbarer Bestandteil des Stadtbilds, ohne dass sie aber groß inhaltlich gefüllt oder aufgeladen wären. Nur von Einzelnen wird die historische Genese beim Zurechtfinden heute verwendet, um aus der unordentlichen Collage Sinn zu erschließen oder um transgenerationale Verknüpfungen nachzuverfolgen, wenn etwa Väter oder Großväter unter Tage arbeiteten oder für die Arbeit ins Ruhrgebiet migrierten. Abgesehen davon kommt die Industriegeschichte auf ihre Kulisse und ihren Wert als Ausflugsziel gekürzt vor. Sie ist gern genutzter Schauplatz für außeralltägliche Veranstaltungen und Fotoshootings sowie Projektionsfläche für die Romantisierung einer urkräftigen Natur. Narrativ folgt auf die Vertreibung durch die Industrie die glorreiche Rückkehr der Natur, die aus dem einst grauen und schmutzigen Gebiet eine mit grünen Oasen durchsetzte Stadtlandschaft macht und den Bewohnern heute lauter Optionen zur Naherholung, für Haldenbesteigungen und Trassenwanderungen gewährt.

Stadtteil bis zur Straße und letztlich der Straßenseite werden die Grenzen des Eigenen abgesteckt; wie in Gelsenkirchen, wo eine Stadtteilinitiative versucht, ihren Einzugsradius über das unmittelbare Umfeld hinaus zu erweitern:

„Du hast auch die Grenze Ückendorfer Straße, das ist die Parallelstraße [zur Bochumer Straße]. Und da gibt es auch Leute, die halt fast schon in der Richtung, hinten Richtung Bochum wohnen. Die kommen dann auch nicht so gerne über die Ückendorfer Straße drüber. Das ist so noch immer für die so ein bisschen: ‚Ne, das machen wir nicht. Wir überqueren diese Straße nicht, Bochumer Straße interessiert uns nicht.‘“ (I17, Gelsenkirchen).

Entlang von Sauberkeit, Sicherheit, Schönheit, finanzieller Stellung, Angebot, Ruhrgebietigkeit und Größe wird der Raum in Abschnitte fragmentiert. Diese Indikatoren dafür, ob ein anderer Raum über, unter oder ebenbürtig mit dem eigenen einzuordnen ist, überlagern Materielles und Soziales. So können die Trennlinien von Klasse, Ethnie und Alter sich auch in räumliche Trennungen übersetzen, so dass Raumgrenzen in Sozialgruppen gedacht werden. Sie lassen sich allerdings nicht von ihnen aufhalten und durchziehen auch das Raumerfahren innerhalb der abgesteckten Grenzen. Das wird dann wahrnehmbar, wenn es als Problem deklariert wird. Zum Beispiel wenn nicht Zugehörige wo auftauchen, wo sie vorher nicht zu sehen waren, oder eine der zugehörigen Gruppen an Gewicht gewinnt und wahrnehmbarer wird, wie etwa durch Überalterung. Das sozialräumliche Fragment, in dem die Befragten ihre Lebenswelt verorten, bewerten sie ebenfalls mit Hilfe jener Maßstäbe. Indem sie eine externe Perspektive – aus einem anderen Fragment, nicht aber von außerhalb der Region – einnehmen, definieren sie ihren eigenen Möglichkeitsraum (Eckardt 2018, 194). Wahlweise werden diese alterisierten Teile als Symbole für das zum Eigenen Differente eingesetzt: Die Stadt Gelsenkirchen steht für Hässlichkeit, die Essener Innenstadt für Gefahr und Potential der Großstadt, aber Orte wie der Gelsenkirchener Stadtteil Buer oder der Baldeneysee im südlichen Essen für Arroganz und Reichtum. Die Zuschreibungen sind instabil, austauschbar und widersprüchlich, auch innerhalb eines individuellen Stadtbildes kann ein abgesteckter Raum, je nach Kontext, verschiedene Bedeutungen tragen. Zur Erstellung des Gruppenraums, zu dem man sich zählt, sind sie nichtdestotrotz wesentlich. Auch dass die Distinktion teilweise als ein allgemein städtisches Phänomen, aufgesetzt und dennoch unumgänglich, reflektiert wird, tut ihrer Strahlkraft keinen Abbruch. Wiederholt wird eingeräumt, dass die Vorstellung der abgegrenzten unvertrauten Orte nicht auf selbst gemachter Erfahrung beruht.

Die Einteilung der Erfahrungseinheiten richtet sich an topographischen Gegebenheiten aus, während administrative Grenzen zwischen Stadtteilen und Städten nur eine sekundäre Rolle spielen. Die A40 etwa durchtrennt die Stadt Essen und wird für die im Norden gelegenen Stadtteile, unter denen ich in Karnap und Borbeck Gespräche führte, als die südliche Grenze des eigenen Lebensraums verstanden. Näher als dem, was unter ihr liegt, ist man dem, was sich in die anderen Himmelsrichtungen und in die Territorien anderer Städte, erstreckt. In Gelsenkirchen ist es der Rhein-Herne-Kanal, der als materielle Manifestation eines sozialen Bruchs gilt und als äußerster Rand des Lebensraumes je in eine Richtung verweist:

„Was habe ich mit Gelsenkirchen zu tun? Ich glaube, ich habe fast zehn Jahre in dem Haus gelebt, bis ich das erste Mal in Buer war. [...] Man lebt im Stadtteil.“ (I3, Gelsenkirchen).

Der Raum wird in soziale Räume zerstückelt und dadurch für die Befragten als „Räume der Gleichgesinnten, in der die zunehmende Lebensstildiversität wieder reduziert und damit gestaltbar wird“ (Eckardt 2014, 27) lesbar. Auch die Unterbrechungen durch natürlichen Raum portioniert die städtische Fülle zu handhabbaren Teilen. In gewisser Weise werden die grünen Areale, die Parks, Wasserläufe und Halden der Region, als Gegenstück zur sozialen Begegnung geschätzt: Sie erlauben Rückzug, Ruhe, Alleinsein und Erholung von der Stadt. Das Netz an Frakturen, das sie durch die Stadt ziehen, prägt die Stadtbilder – trotz dessen oder vielmehr, weil sie als nicht städtisch klassifiziert werden.

„Wenn du mal irgendwo auf irgendwelchen Hochhäuser ganz oben stehst und so rundherum guckst oder irgendwelchen Türmen oder auf der Halde oben, ist es schon schön grün. Überall, auch dazwischen.“ (I8, Recklinghausen).

So kommt die Natur zu ihrer spezifischen Rolle, die sie in den Städtebildern des Ruhrgebiets trägt. Weil sie nicht dahin und dazu gehört, ist sie eine Aufwertung und der für den Überblick benötigte Bruch des „Siedlungsbrei[s]“ (Sieverts 2012, 67).

Die Stadt wird in den Beschreibungen flach und breitflächig bebildert, sie ist von wenig Herausstechendem punktiert. Vielmehr sind es Brüche, die ihren Raum axial durchziehen und die ihn strukturieren: Städte hören auf, andere fangen an, Bereiche der Natur brechen an der nächsten Hauptstraße ab, die Straße führt direkt in einen Park, dahinter beginnt ein fremder Sozialraum. Knotenpunkte, die Orte, treten zurück. Bewegung, die Verbindungsnahte, und Begegnung, die Menschen, treten hervor. Dadurch wähnen sich die Befragten in einer Position der Übersicht – sowohl über das jeweils kleinteilige Raumfragment, das sie als das ihre erkennen, als auch über das Gesamtgebiet. Indem sie sich hindurchbewegen, fließt ihr Blick über die baulichen, sozialen und administrativen Grenzen hinweg – ohne anzuecken. Sie decodieren es als ein Konglomerat, das ihnen erschlossen ist und in dem sie sich überall auskennen, sowohl auf der sozialen als auch der materiellen Ebene der Stadt.

4.1.2. BEWEGUNG

Die Befragten erschließen sich die Bruchhaftigkeit ihres Stadtraums durch die Bewegungsbahnen, die die Bruchstücke miteinander verbinden. Nicht nur erlauben die Verkehrswege des Ruhrgebiets ihnen von einem zum anderen Ort zu gelangen, auch lassen sie aus den Raumfragmenten einen erkennbaren Zusammenhang werden.

Die beschriebenen Städte gleichen einem dynamischen, dichten Ballungsraum, in dem die Befragten jederzeit woanders hinkönnen, wo sie etwas erwartet. Konkret ist in der Wahrnehmung der Interviewten die infrastrukturelle Anbindung so präsent, dass man „überall sehr schnell“ (I1, Bottrop) sein und „alles“ (I12, Herne) erreichen könne. Allein die Möglichkeit, sich bewegen, Orte durchqueren und potentiell woanders ankommen zu können, formt ihren Raum. Sie erleben ihre Position als Punkt in einer reichhaltigen Struktur. Als Fülle gelesen, bedeutet

die Vernetzung mit anderen Punkten Funktionalität für die Alltagsbewältigung sowie Chance auf außeralltägliche Erlebnisse. Sie ist Ausdruck einer Lebensqualität, die andere Großstädte nicht bieten können. Im Gegenteil, anderswo wird die Bewegung als städtisches Makel, als ein notwendiges Übel, das in Kauf genommen werden muss, verstanden:

„Weil man hier so ziemlich zentral im gesamten Ruhrgebiet wohnt. Ich vergleiche das immer so ein bisschen mit Berlin. Je nachdem, wo ich in Berlin wohne, brauche ich, wenn ich irgendwo hinwill, eine Dreiviertelstunde. Mit den öffentlichen Verkehrsmitteln bin ich von Berlin nach Berlin gefahren. Wenn ich hier eine Dreiviertelstunde fahre, bin ich von Dortmund bis nach Duisburg gefahren.“ (I14, Gelsenkirchen).

Im eigenen Stadtraum ist sie Ausdruck der vielfältigen Möglichkeiten, die sich einem eröffnen. Sie steht für die Differenz, die man erreichen kann, ohne aber den eigenen Zusammenhang verlassen zu müssen. Woanders hinkommen gilt als Selbstzweck, der schon durch Annäherung an oder Übertretung einer Verwaltungsgrenze zwischen Städten erfahren werden kann. Wo man ankommt oder wohin man sich bewegt, tritt in den Hintergrund – allein das Gebiet einer anderen Stadt zu betreten, ist Auslöser für die Wahrnehmung von attraktiver Vielfalt.⁷⁴

Die Wegenetze von Straßen, Schienen sowie umgenutzten Bahntrassen, die das ermöglichen, bestimmen den räumlichen Blickwinkel der Städter: „Sie beobachten die Stadt, während sie sich durch sie hindurchbewegen, und längs dieser Bewegungslinien sind – auf sie bezüglich – die anderen Umgebungselemente angeordnet“ (Lynch 2013, 148). Ihre Rolle für das Entziffern des Raums im Ruhrgebiet erschöpft sich nicht im bloßen Verbinden von Elementen oder dem Koordinieren an ihrer Achse, sie lässt darüber hinaus den Raum, der dem Einzelnen zur Verfügung zu stehen scheint, beweglich werden. Für die Befragten wird er dadurch als ihr Raum lesbar, sie ermessen und durchschreiten beziehungsweise durchfahren ihn. Das Ruhrgebiet wird als bis in jede Ecke erschlossen und miteinander verbunden, als ein zusammenhängender Möglichkeitsraum gelesen; „man ist halt sofort überall woanders“ (I1, Bottrop).⁷⁵

Eingeschränkt wird die Wahrnehmung der umfassenden Raumdynamik von Störfaktoren wie Baustellen, Staus, Fahrplänen oder Lücken in der ÖPNV-Abdeckung. Sie schmälern allerdings nicht die Einschätzung der eigenen Mobilität. Vielmehr sind sie Unregelmäßigkeiten der grundsätzlichen Vernetzung. Andere Stimmen erfahren letztere hingegen als unzugänglich, wodurch ihr Raumbeschreiben ein prinzipiell verschiedenes ist. Ohne dass sie sich als Teil

⁷⁴ „Also ich bin auch wirklich ein großer Fan – ich bin jetzt nicht hier Bergbau-Fan und sowas –, aber Ruhrgebiet find ich klasse, weil [...], wenn man das jetzt mal mit anderen Regionen vergleicht: Wenn ich zum Beispiel in Berlin wohne, da habe ich Berlin, und dann ist ja erstmal nichts weiter. Wenn ich im Norden wohne, Hamburg: Dann habe ich Hamburg, dann habe ich nichts weiter, dann habe ich irgendwie zwei, drei Unis. Und hier ist das, also ich finde das Ruhrgebiet ist ja eher so ein Gesamtgebiet, wie eine Stadt ist das ja eher zu sehen. Ich habe hier unfassbar viele Unis, ich habe unfassbar viel Infrastruktur, Kultur, was auch immer man haben möchte. Und überall komm ich mit dem Auto in 20 Minuten fast hin.“ (I20, Recklinghausen).

⁷⁵ „Aber wenn ich da keinen Bock drauf habe, kann ich auch nach Buer fahren. Also ich kann auch ganz schnell woanders sein. Und das ist natürlich auch der Vorteil vom Ruhrgebiet, dass ich ganz schnell ein großes Angebot auch woanders wahrnehmen kann, ohne direkt halt einen Bruch zu haben.“ (I11 Gelsenkirchen).

einer umfassenden Mobilität sehen, treten die Punkte des Netzes sowie der eigene Wohnort im Gewicht für das Stadtbild eher hervor. Diese Distanz-Erfahrung ist weder an die Wahl des Verkehrsmittel noch an Faktoren wie Alter, Ortskenntnis oder soziale Vernetzung geknüpft, wobei Zugezogene sie verstärkt:

„Ich habe im August ‘22 meinen Freund kennengelernt und bin dann mit dem total viel irgendwie unterwegs gewesen und habe –, also zum Beispiel den Landschaftspark Duisburg kannte ich vorher nicht, das Tetraeder in Bottrop kannte ich vorher nicht, solche Orte [...]. Also ich bin halt mit Bus und Bahn unterwegs immer und diese ganzen Orte habe ich vorher irgendwie nie richtig kennengelernt, weil die für mich so ein bisschen geschlossen waren.“ (I27, Oberhausen).

Tatsächlich machen diese Erfahrung die meisten – dann, wenn Entzerrungen der Dichte bemerkbar werden: Wenn etwa ehemalige regionsinterne Wohnorte und Kontakte wegen der Entfernung nicht mehr aufgesucht werden oder Fahrzeiten zu verschiedenen Zielpunkten akkurat bekannt sind und je nach genutztem Transportmittel verglichen werden können.

Das Ruhrgebiet wird von den Befragten meistens jedoch in Form eines Geflechts reichhaltiger Wahlmöglichkeiten gelesen. Sie nehmen ein gesättigtes Angebot zur Freizeitgestaltung wahr. Je nach Gesprächspartner bestehe die Option durch Natur- und Kultureinrichtungen, Konsumorte, Gastronomie oder Veranstaltungen schier jedes Bedürfnis nach Erholung, Unterhaltung und Zerstreuung zu befriedigen. Auf das gesamte Gebiet gemessen würden sie sich zu einer hohen Konzentration verbinden, die jedoch in der Praxis mit Transitzonen versetzt ist – den Bahnen, durch die die Befragten von A nach B rauschen. Sie sind die Nähte, die die erlebte Ballung und Mobilität möglich machen, und sie zeitgleich dämpfen: Das Angebot eines Gesamtzusammenhangs steht ihnen zur freien Verfügung, die Weite ist erreichbar, man muss nur erstmal, beziehungsweise überhaupt, hinkommen. Unter diesen Umständen kann die Vernetzung mitunter auch als Defizit für die eigene Lebensqualität gedeutet werden, da es an Anlaufstellen unmittelbar vor Ort fehlt; sie weitmaschig verteilt an vielen Orten liegen:

„Das Problem ist die Weite. Also es ist immer, natürlich gibt es das [Angebot für jeden] im Ruhrgebiet, sogar in der Umgebung, aber es ist immer: ‚Oh, da hat ein spannendes Restaurant aufgemacht – Ja, das ist aber in Krefeld.‘ Und das sind dann auch immer nur einzelne Spots in diesen Städten. [...] Aber ich habe [...] mit dem östlichen Ruhrgebiet, also alles, was nach Dortmund orientiert ist, habe ich einfach wenig zu tun, weil es durch den Verkehr eine unerreichbare Weite ist.“ (I2, Bottrop).

Der Raum, den die Interviewten erleben, entsteht nicht nur dadurch, dass sie überall hinkönnen, sie können auch „alles machen“ (I1, Bottrop), denn „es gibt alles“ (I19, Herne) – wenn sie es denn wollten. Denn auch über den Alltag – wo Versorgungseinrichtungen entscheidend sind – hinaus haben viele der genannten Orte wie Theater, Museen, Lokale, Sportanlagen oder Innenstädte keinen bemerkenswerten Stellenwert: Sie werden von der Mehrheit kaum besucht. Ihr Vorhandensein ist dennoch wesentlich für die Selbstpositionierung in einem geballten, dichten Raum. Das brüstende Aufzählen von Kultureinrichtungen, Hochschulen, Festivals und auch dem baukulturellen Erbe der Schlösser, Burgen und Kirchen scheint das großstädtische Vermögen der Region bezeugen zu können. Wenn sie auch nicht aufgesucht

werden, sind sie dennoch für die Ortszufriedenheit von ausschlaggebender Bedeutung – vor allem in Bezug zu dem Vermögen anderer Städte und zu dem der emblematischen Großstadt.

4.1.3. RURBANITÄT

Stadt und ihr Pendant Natur tauchen in den erfragten Stadtbildern vielfach in Gestalt von diskursiven Figuren auf. Sie sind die Referenzen, anhand derer das eigene Städtische im rurbanen Kontinuum, zu dem man unweigerlich gehört, eingeordnet wird. Es lassen sich drei Schemata identifizieren, nach denen die reale Stadterfahrung gegenüber der mythischen Stadt positioniert wird.

Sie ist überlegen. In dieser Deutung ist die Großstadt Symbol für urbanes Übermaß. Sie wird durch Anonymität, Unübersichtlichkeit, hohe Lebenserhaltungskosten, fehlende Natur und unzugängliche Menschen gekennzeichnet. Die selbst gelebte Urbanität wird als qualitativ und quantitativ anders wertgeschätzt und als das Resultat einer Wahl dargestellt. Man fühle sich in seiner Stadt gerade deswegen wohl, weil sie keine Großstadt sei. Die Entbehrungen, die das Leben in der „Groß-Großstadt“ (I22, Oberhausen) zwangsläufig zur Folge hat, muss man im Ruhrgebiet nicht erbringen – während man gleichzeitig auch nicht auf die Vorteile einer Stadt verzichten müsse. Die Optionen, die einem hier geboten würden, werden zwischen denen der Stadt und denen des Dorfs verortet. Es liegt in der Hand der Bewohner, zwischen diesen Sphären zu wechseln und sich ihren eigenen Lebensraum aus Komponenten beider Seiten zu errichten. Diese Entscheidungsmacht wird rein dörflichen oder rein städtischen Kontexten abgesprochen, wo man seiner Umgebung ausgesetzt sei. Vor allem anhand der vielfach und immer wieder betonten Grünflächen sticht das hervor: Anderswo würde Natur und Stadt sich ausschließen, hier ergänzen sie sich und erhalten ihre Qualität gerade in der Kombination. Die Natur – Parks, Halden, Wälder, Kanäle, Flüsse, ehemalige Industriegelände und Ausgleichsflächen – liegt innerhalb der städtischen Reichweite, in ihrem Netz. Und die Stadt wird von der Natur durchbrochen, sie ist kein endloser Zusammenhang, in dem man die Übersicht verliert, keine Auswege erkennen und dem man nicht mehr entkommen kann. Unterbrechungen der natürlichen und städtischen Räume sind hier die Regel und die Güte des eigenen Stadttyps.⁷⁶ Wie bei der Mobilität, kommt der stete Grenzgang zwischen den Städten des Ruhrgebiets auch hier zum Tragen: Er ist Zeichen für die kontinuierliche Möglichkeit des Ausbruchs und der Entgrenzung, die anderswo, wo fixierte Grenzen zwischen einem Zentrum und seinem Umland verlaufen, unausführbar ist. Das Ruhrgebiet sei mehr als eine Stadt und doch nicht bloß mehrere Städte oder gar nur Dörfer in einer Natur.

⁷⁶ Beispielsweise ist die Lage ihres Wohnorts, zwischen zwei Hauptverkehrsachsen, dem Rhein-Herne-Kanal und der Emscher, für eine Interviewpartnerin überdurchschnittlich gut. Sie befindet sich am Rande von mehreren Bereichen, lebt quasi im Schwellenraum, und kann die Nähte dazwischen stets kreuzen: „Also, wenn ich bei mir zu Hause bin, kein Fenster auf, dann höre ich gar nichts. Aber wenn man so im Garten sitzt und die Windstellung ganz ungünstig ist, dann hört man manchmal so ein Rauschen. Aber da wir noch relativ weit weg sind hier von der A2, geht das eigentlich.“ (I23, Bottrop).

„Deswegen ist das Ruhrgebiet eigentlich das Richtige, finde ich so, weil es ist halt keine Großstadt im eigentlichen Sinne. Es ist halt so eine große Region, alle sind ein bisschen auseinandergezogen. Man ist aber trotzdem nicht irgendwie auf dem Lande und ganz weit ab vom Schuss.“ (23, Bottrop).

Die formale Übersichtlichkeit geht Hand in Hand mit einer sozialen. So wie Brüche den Stadt-Natur-Raum in überschaubare Fragmente teilen, teilen sie auch die Einwohnerschaft. Die fragmentierten Sozialräume sind für die Befragten jeweils greifbar, sie können sie einschätzen und damit mitbestimmen, wem sie in der Stadt begegnen – der Überfülle und Überforderung sozialer Interaktion in der Großstadt entgegen. Schnell wird aus dieser Abgrenzung auch eine Wesensart konstruiert, die nicht nur die Lebensbedingungen im Ruhrgebiet, sondern vor allem auch die Art seiner Bewohner adelt. Letzte maßgebliche Distinktionsachse ist die der Lebenskosten im Ruhrgebiet im Vergleich zu anderen deutschen Städten. Unter den einkommensstarken und mobilen Bevölkerungssegmenten ist sie Teil der wahrgenommenen regionalen Lebensqualität. Das umfasst auch die Wahl des Ruhrgebiets als Wohnort aufgrund der niedrigen Miet- und Immobilienpreise und der Aussicht, einer höheren sozialen Schicht anzugehören als es in kostspieligeren Städten, wie Düsseldorf, Köln oder Münster, möglich wäre. Für diejenigen, die sich ernsthafte Standort-Abwägungen erlauben können, bietet das Ruhrgebiet auch ein geringes finanzielles Risiko dafür, sich beruflich auszuprobieren.

Sie ist unterlegen. Ein zweites Muster ist das, nach dem das Ruhrgebiet sich nicht mit anderen Städten zu messen braucht – es kann nur als Verlierer hervorgehen. „Das ist kein Vergleich“ (12, Bottrop). Ihm fehlt das Großstädtische, worunter eine Bandbreite an Eigenschaften fällt: Nahverkehr, Art der Gastronomie und ihr Stellenwert, Wohlhabenheit der Anwohner und Städte, Diskussionskultur, lokales Engagement, alter Baubestand, schöner Baubestand, zumindest die Option auf – in der ersten Erzählstruktur als Nachteil gedeutete – Anonymität, und ein junges, aktives und sichtbares Milieu – „it’s not lively“ (115, Recklinghausen). Diese Perspektive scheitert an dem Versuch, das Ruhrgebiet durch die Schablone der Urbanität und den Kategorien anderer Städte – der Alten oder aufsteigenden, gewinnenden Stadt – zu lesen. Thomas Sieverts verlieh dem spezifischen Raum der durch die Funktionalisierung hervorgebrachten Peripherie den Namen „Zwischenstadt“ (2012). Sie zeichnet sich durch die Abwesenheit von Bedeutungsräumen und die Anwesenheit von Funktionsräumen, in einer scheinbar ungeplanten Komposition, aus. Sie mit den bekannten Mitteln der Stadt zu entziffern, lässt einen irritiert und desorientiert zurück:

„Aus der Welt der erschlossenen Informationen, also im weitesten Sinne aus Kulturlandschaft kommend, stellt sich am namenlosen, unprominenten, wilden Ort erstmal Langeweile ein. Das, was auf uns zukommt, können wir nicht lesen. So tritt zur Langeweile Irritation.“ (Ebd., 57).

Das Ruhrgebiet wirkt neben der Vorstellung einer zusammenhängenden, ganzen, dichten Alten Stadt wie ein zerstückelter Versatz oder schlicht ohne Form (Altrock 2024, 95); als polyzentrale Zerstreuung; als dorfartigen Zentren, zwischen denen Bewegungsbahnen verlaufen, ist sie eher unsinniger Zufall:

„Ich fühle mich nicht, als würde ich in einer Großstadt leben. Es dauert ja auch immer eine Weile, wenn man mit dem Auto unterwegs ist, bis man zum Beispiel in Bochum ist. Dann fahre ich da über die Autobahn und dann ist da noch mal eine Pause dazwischen. Da habe ich dann nicht so das Gefühl. Die drei Städte gehen ja praktisch nahtlos ineinander über, also Recklinghausen, Herne und Bochum. Da ist ja nicht wirklich irgendwie Platz dazwischen, Landstraße oder so. Aber trotzdem habe ich nicht das Gefühl, dass ich in einer Großstadt lebe.“ (I8, Recklinghausen).

Zusätzlich steht die wahrgenommene Armut der Verwirklichung von Urbanität im Weg. Urban ist ausgehen, es sind andere, die auch ausgehen, öffnende Lokale, pulsierende Szeneviertel, schöne Menschen und schöne Häuser. Um das zu erleben, werden andere Städte aufgesucht, statt im Ruhrgebiet vergeblich danach zu suchen.⁷⁷

Sie ist gleichwertig. Eine dritte Rolle, die der Stadt als diskursive Figur im Raumordnen zukommt, ist die eines universellen Erfahrungshorizonts des Städtischen, den man mit anderen teilt. Phänomene werden nicht als lokal spezifisch – und lokal lösbar – sondern als städtische registriert. Das äußert sich vor allem in der Relativierung von Problemen als Problem der Stadt allgemein: Segregation, Vandalismus, Leerstand, Müll, Unsicherheit und Verkehrsüberlastung betreffen andere ebenso wie den eigenen Lebensraum. Beinahe abwehrend wird beteuert, dass es auch in auch anderen Städten (mal Paris, mal New York, mal Berlin) nicht gute, nicht schöne Orte, Stellen und Ecken gäbe. Demnach wird sich im Skizzieren des eigenen Stadtbildes auch nicht an äußerlichen Faktoren aufgehalten, da sie ohnehin keine lokale Exklusivität beanspruchen könnten. Maßstäbe der Ästhetik, etwa in Form von Attributen des Schönen oder Hässlichen, sind, auf den eigenen Stadtkontext bezogen, häufig ohne Belang. Sie zeigen sich nur in der Spannung zu anderen städtischen Vorstellungswelten, an die ästhetische Erwartungen durchaus gerichtet werden.⁷⁸ Das eigene Umfeld wird nicht nach ihnen erwägt, das Schöne ist keine Größe für Orientierung, Repräsentation und Wohlbefinden ihrer Räumlichkeit.

„Wir finden Schönheit, wo andere nicht mal suchen. Ja, es gibt immer –, wenn man woanders hinwill, fährt man woanders hin. Aber ich sage mal so, ich finde es hier zum Leben schön, ja.“ (I14, Gelsenkirchen).

Mag das Ruhrgebiet zwar in Parametern des Ästhetischen in eine eigene Stadt-Kategorie fallen, wird die Missachtung seiner Wettbewerbsfähigkeit in anderen Parametern in dieser Erzählstruktur für unrecht gehalten. Gemessen an Größe, innovativem Potential, Kulturinstitutionen, Vielseitigkeit und lokalem Brauchtum könne es mithalten – wenn man es denn nach diesen Gesichtspunkten vergleicht. Seine eigene Urbanität erlangt das Gebiet, weil seine sozialen Herausforderungen sich mit denen anderer, ernstzunehmender Großstädte messen könnten; nicht, weil es schön, schick und mondän wie Düsseldorf oder München sei.

⁷⁷ „Also wenn ich das brauche, fahre ich nach Köln. Da habe ich das zum Beispiel eher. Dann nehme ich mir einen Tag Urlaub und fahre nach Köln und tue so, als ob ich dazugehöre und kann mir den ganzen schönen –, habe das dann ein bisschen anders oder so.“ (I1, Bottrop).

⁷⁸ Auf Fragen danach, ob und was im Ruhrgebiet schön sei, wird nicht, nach langem Überlegen oder wie folgt reagiert: „Ich finde den Gardasee schön. Oder Sylt finde ich auch schön.“ (I22, Oberhausen).

Der Blick von außen ist in der Ortswahrnehmung untergeordnet, welchen Ruf das Ruhrgebiet hat, welches Bild von ihm repräsentiert und wie es schließlich wahrgenommen wird, sind keine in Anspruch genommene Referenzen. Vielen ist es auch schlicht nicht gegenwärtig und sie machen sich keine Vorstellung vom Ansehen ihrer Stadt. Erst, wenn das Außen durch Besucher oder Medienschaaffende eindringt, wird seine Sicht überhaupt zum Gegenstand von Beschäftigung:

„Die haben halt schöne Sachen. Da kannst du auch eine Menge machen. Für jemanden, der vielleicht in München auf dem Land geboren ist, glaube ich nicht, dass das völlig prickelnd ist, wenn der jetzt hier hinkommt.“ (I26, Herne).

Dann ist es allem voran die unübliche, heimgekehrte Natur, die zur Verteidigung des eigenen Lebens- und Möglichkeitsraums eingesetzt wird. Zu ihr gesellen sich zusätzliche Qualitäten wie die Vielzahl von Städten, das Mobilitäts- und Aktivitätsversprechen oder die versteckten, alten Kulturgüter, die die empfundene Lebenszufriedenheit rechtfertigen sollen.

4.2. VERBINDUNG: DIE ORTE

Die zweite Frage ist die der Gemeinschaft: Welche Beziehungen werden im Raum abgelesen, geknüpft und verhindert? Ob ein Ort ein guter oder schlechter ist, ein schöner oder leerer, einer, den man gerne aufsucht, an dem man sich aufhält und der von Bedeutung für das individuelle Stadtbild ist, hängt für die Befragten von den Menschen, die man zu treffen erwartet, ab. Die Beziehungen machen die Orte des Ruhrgebiets aus. Gibt es aber auch Orte, die Beziehungen machen, sie begünstigen, repräsentieren oder entschlüsseln? In Begriffen der Assemblage: Wie werden zwischen den materiellen und immateriellen Akteuren der Stadt Beziehungen hergestellt, aus denen sich Bedeutung ergibt?

Hierbei handelt es sich nie um einen einseitigen Prozess mit exklusiver Handlungsmacht: Orte strukturieren soziale Praxis, Personen konstituieren Orte. Die Bedeutung ergibt sich in ihrer Interaktion; sie herausfinden zu wollen, ist ein unmögliches Vorhaben. Urbane Assemblagen sind Gemeinschaftsprojekte, weder entscheidet eine Person oder eine Eigenschaft des Ortes darüber, was ein Raum sein kann – und für wen. Analog dazu setzt sich auch räumliche Bedeutung immer wieder zusammen, ein- und derselbe Ort kann für völlig Verschiedenes oder für Nichts stehen und aus verschiedenen Gründen aufgesucht oder gemieden werden. Welche Funktion und welchen Wert ein Ort in der Stadt trägt, ist also nicht universal festzulegen. Seine Bedeutung ergibt sich im Verhalten und Zuschreiben durch die Städter. Für den einen dient der Supermarkt ausschließlich der Lebensmittelversorgung, dem anderen als sozialer Treffpunkt, die Autobahn kann unumgängliches Übel oder Heimatgefühl, der neue Parkplatz benötigte Infrastruktur oder überbaute Erinnerung an das, was vorher auf seinem Platz stand, sein. Eine starre Einteilung in Orte der Funktion und Orte der Bedeutung würde die Handlungsmacht des Städters und des sozialen Raumherstellens negieren. Stattdessen sucht dieses Kapitel nach den Faktoren, die einen Ort tendenziell zu einem bedeutenden oder unbedeutenden

lassen werden. Um welche Art des Raumes es sich handelt, ist zweitrangig. Was zählt ist, welche Beziehungen in ihm möglich sind: Ob eine Verbundenheit zu den anderen Anwesenden, einem Kollektiv oder dem Ort selbst herstellbar, spürbar oder repräsentiert werden kann.

4.2.1. BANALITÄT

Der Raum eines erheblichen Teils der erwähnten Orte ist jenseits seiner Funktionalität banal, seine Bedeutung hohl. Er ist, was er geben kann. In den Ortsbeschreibungen kommt er vor, insofern er durch Bewegung zurückgelegt oder durch ihn eine Nachfrage erfüllt wird. Er ist weder Erlebnis noch Beziehung, er ist Ressource.

Die meisten Orte, die in den Beschreibungen der Befragten auftreten, sind die, von denen sie bekommen, „was man braucht“ (u.a. I10, Gelsenkirchen; I18, Herne; I4, Gelsenkirchen). Es sind Orte, die Funktionen im Alltag erfüllen, oder am Wochenende Pausen vom Alltag zulassen. Ihre Lebensqualität nehmen die Befragten gemessen an den Optionen, die ihnen zur Erfüllung ihrer Bedürfnisse angeboten werden, wahr. Grundlegende Versorgungsstrukturen in den Bereichen Gesundheit, Kinder, Alte, Konsum und Haustiere sowie des Verkehrs werden als selbstverständlich angenommen und nur nebenbei erwähnt. Ihre Stätten tauchen auch in den mentalen Karten nicht auf. Sie werden zwar täglich besucht, aber scheinbar nur durchlaufen. Einen bleibenden Eindruck oder eine über die Nutzung hinaus strahlende Bedeutung tragen sie nicht. Anders werden die Orte dargestellt, die sich für das individuelle Interessenprofil eignen: Dass es ein Museum, eine Hundewiese, einen Schlosspark oder einen Sportplatz in der Nähe gibt, ist ein Glücksfall für die Kulturinteressierte, die Hundebesitzerin, den Spaziergänger oder die Sportlerin. Auch diese Orte werden aber größtenteils in das individuelle Netz funktionaler Versorgungspunkte eingewebt, ohne dass sie über die Nutzung durch den Einzelnen hinaus Wertigkeit hätten. Ihr Wert ist ihre Funktion: Erholung, Unterhaltung, Zerstreuung, Entkommen, Transport, Konsumtion, Reproduktion oder Produktion. Das wesentliche Kriterium, nach welchem die Stadt ermessen wird, ist ihre Brauchbarkeit für das gute Leben des Einzelnen. Entsprechend sind auch Kriterien für einen Ort, an dem sich die Befragten gerne aufhalten, Sicherheit, Natürlichkeit und Leistungsfähigkeit. Um ein guter Ort zu sein, muss er schnell erreichbar und schnell zu verlassen, leicht bedienbar und zielführend sein. Es sind, wieder mal, die Grünflächen der Halden, Kanäle, Wälder, Täler und Parks, die solche gern und oft aufgesuchten Räume bieten. Außerdem werden die großen Einkaufszentren prominent genannt. Sie dienen nicht nur dem Konsum, sondern werden ebenso als ein Erlebnis genutzt. Unerwähnt bleiben Orte des Stadtraums wie Wege oder Plätze.

Auch auf Nachfrage gelingt es kaum, markante und für das eigene Leben signifikante Punkte des öffentlichen Stadtraums⁷⁹ zu kartieren, wohingegen Ursachen dafür schon eher

⁷⁹ Ich komme nicht umhin, den Begriff der Öffentlichkeit in einer weiteren seiner Bedeutungen zu nutzen. Morphologisch bezeichnet er unbebauten, offenen Stadtraum: Plätze, Straßen, Gehwege und Parks, die sich die Städter miteinander teilen. So ist er hier verstanden, als der Raum der Stadt.

einsehbar sind. Einmal fehle es dem öffentlichen Raum an der nötigen Struktur, um zum Verweilen attraktiv oder überhaupt angemessen zu sein: Falls zwischen den Autos – asphaltierter – Platz dafür wäre, könnte man ohne Bänke ohnehin nur schlecht Platz nehmen. Zudem stehen in den Schilderungen der glatten Eintönigkeit des Raums schlicht keine Anlässe dafür hervor, sich einen Ort zum Aufenthalt herauszusuchen. Warum sollte man den einen über den anderen bevorzugen, wenn der eine wie der andere ist?

„Ich weiß noch in Essen, da bin ich in Frohnhausen in eine WG gezogen und musste mich tatsächlich auch ein bisschen daran gewöhnen, dass, wenn ich dann zum Einkaufen gegangen bin, bin ich zurückgelaufen und habe dann die Straßen gezählt, so dass ich wusste: Okay, da muss ich rein. Weil ich das auch am Anfang hatte, dass alles gleich aussieht.“ (I27, Oberhausen).

Orte der Stadt verschwimmen in das netzhafte System von Orten in der Stadt. So kommt es, dass zum Beispiel das eigene Zuhause und Freizeitparks nicht aber öffentliche Plätze als Punkte des Netzes erkennbar sind. Viele Gesprächspartner befremdet die Aufforderung, ihre Stadtbilder nach Aufenthaltsorten zu durchstöbern; weder ist ein Grund dafür, warum sie ihn meiden, abrufbar, noch fällt ihnen ein Grund ein, warum sie im öffentlichen Raum Zeit verbringen sollten. Er ist für ihren Raum nichtig und auch bildlich eine Leerstelle:

„[D]ie Zwischenstadt tritt ihren Bewohnern trotz der fast vollständig menschengemachten Materialität auch als etwas Fremdes, Anderes und Unverfügbares gegenüber“ (Sieverts 2012, 106).

Die Städte des Ruhrgebiet sind nicht mit einem Baustil, einer Epoche oder einer irgendwie gearteten Typik assoziiert. So wie sie nicht in das Bild der Stadt passen, hat ihre Stadt auch kein Bild.

Dass die Befragten kaum Orte im öffentlichen Raum ihrer Stadt erkennen, mag daran liegen, dass die vorhandenen Orte schlicht nicht Orte sind; dass ihnen dazu eine Qualität fehlt. Marc Augés Negativ-Definition des Orts – der Nicht-Ort – ist „flexibles Instrument [...], das die soziale Bedeutung von Räumen, das heißt ihre Fähigkeit, Beziehungen aufzunehmen, hervorzurufen und zu symbolisieren, zu entziffern vermag“ (2000, 180). Entgegen seiner populären Verwendung zur Kategorisierung guter, weil bedeutender, und schlechter, weil unbedeutender, Architekturen beschreibt es zwar verweislosen Raum, der aber erst im Übermaß problematisch wird (ebd., 180), und dann, wenn er sich transformativen Aneignungen und Besetzungen versperrt (Broy 2024a). Sieverts Zwischenstadt ist letztlich voll von Augés Nicht-Orten. Sie sind auf ihre Funktionen reduzierte Systeme, zeitsparend aneinanderges koppelt. Mit Augés Linse lässt sich die Verweishaftigkeit von Orten der Stadt relational einschätzen, wobei von einer für *den Zwischenstädter* universal gültigen Klassifikation selbstredend nicht die Sprache sein kann. Obgleich die Befragten sich an den funktionalen Orten gerne aufhalten, fühlen sie sich ihnen über den Moment des Nutzens hinaus nicht verbunden, und auch sonst, schaffen diese Orte selten Verbindung.

4.2.2. LEERE

Der banale Raum der Funktion sträubt sich gegen Beziehungsaufnahmen. Selten lassen sich in ihm Orte erkennen, die Verbindung zwischen Personen und Zeiten erlauben. Und dann gibt es noch den leeren Raum, der durch das Fehlen jeglicher Beziehung charakterisiert wird. Anders als verschwommene Nicht-Orte sind geleerte Orte im Stadtbild abgrenzbar. In ihnen wird erfahren, wie ein Ort verfällt, bis seine Ortsqualitäten kollabieren und man sich, wenn man kann, von ihm distanziert.

Verbindungen machen Orte, die völlige Abwesenheit von Verbindung kann einen Ort hingegen ruinieren: Die Befragten beschreiben leere, abgestorbene und leblose Ecken ihrer Stadt. Das können Innenstädte, einzelne Straßen oder gar ganze Städte sein. Sie werden zu Orten der Vermeidung. Wenn nicht unbedingt notwendig, hält man sich nicht an ihnen auf. Nicht nur sind sie durch Leerstand und Verlagerung nutzlos geworden, sie lösen auch Bedrückung aus. Entweder weil sich die befragte Person an einen vorherigen Zustand erinnert, im Lichte dessen die jetzigen Umstände entbehrend und entglitten wirken. Oder weil die nichtige Verlassenheit sie sich unwohl, alleine oder unsicher fühlen lässt, „es gibt da nichts“ (u.a. I21, Oberhausen; I2, Bottrop; I9, Herne). Die empfundene Leere bezieht sich auf fehlende Beständigkeit und Interaktion. Durch instabile Ordnungen, etwa wenn sich die formale und funktionale Gestalt einer Einkaufsstraße durch wechselnde Geschäftstypen immer wieder verwandelt, und instabile Interaktion, etwa die antizipierte Teilnahme keiner, der falschen, oder zu wenigen Menschen, wird die Raumdeutung verunsichert und angeödet. Ohne die Gewissheit, was und wer einen vor Ort erwartet, bleibt man lieber fern. Denn im Zweifel ist es Gefahr, Unerwünschtes oder einfach Nichts. Insbesondere für die befragten Frauen stellen – für sie – beziehungslose Orte, worunter Bahnhöfe, Wege, Parks und Häuserblöcke fallen können, eine Bedrohung dar. Ihre gefühlte Sicherheit ist eines der ausschlaggebende Kriterien für Aufenthaltsqualität.

Manche solcher Leerräume sind für die Befragten abgeschrieben und werden umgangen. In den meisten Fällen ist die Fähigkeit eines Ortes, erwartbare und erwünschte Erfahrungen hervorzurufen, jedoch eine Frage des Kontexts: Tageszeit, Licht, Wochentag, Wetter und anwesende Menschen fließen in die individuelle Einschätzung ein, ob an einem Ort Beziehung möglich ist oder nicht. Beziehungen werden in den momenthaften Assemblagen geknüpft, je nach örtlicher Kapazität mehr oder weniger. In Ausnahmesituationen könnten gar niedergehende Viertel „goldenen Momente‘ der Identifikation und Emotion“ (Broy 2024b, 245) erleben, wie Sonja Broy im Gelsenkirchener Stadtteil Schalke an Spieltagen des gleichnamigen Fußballvereins FC Schalke 04 festmacht. Ungeachtet der formellen und sozialen Verfallsdynamik entstünde eine temporäre autonome Zone, deren aufwertende Mechanismen über die Belebung durch Nutzen und die Ästhetisierung durch Umgestalten hinausreichen. Aus den Individuen, die als Kunden, Passagiere, Benutzer oder Besucher den Ort durchstreifen und gebrauchen, werden in solchen Momenten Interaktionsteilnehmer, Kommunikationspartner und Teile

einer emotionalen Verbundenheit (Broy 2024a, 31). Abseits der Ausnahme – wenn das vergesellschaftende Potential in den Vordergrund tritt – ist der Formverlust des verfallenden Ortes entscheidend für seine Bedeutung. Alle Befragten können Räume abgrenzen, von denen sie sozial und physisch Abstand halten. Sie beschreiben vermüllte, kaputte, dysfunktionale, dreckige und stinkende Beschaffenheiten der Orte, die nicht auf ihrer Karte auftauchen oder nicht auftauchen würden, insofern sie darüber entscheiden könnten. Ausdrücklich distanzieren die Interviewten sich auch von den Menschen, die sie an den unattraktiven Orten antreffen könnten. Ihr räumliches Verhalten ist schwer greifbar und nicht vorhergesehen, sie würden herumlungern, betteln und die Orte förmlich durch ihre Anwesenheit besetzt halten. Die Nicht-Anpassungen werden als räumliche Störfaktoren, als Bestandteil der Entwicklung gedeutet, die die Ortsqualität zusammenbrechen lässt. Auch stören sie die persönliche Identifikation mit dem städtischen Zusammenhang, zu dem man ebenso wie sie gehört (Wacquant 2018, 295). Jede Gemeinsamkeit wird tendenziell geleugnet, man gehöre nicht zu diesem Teil der Stadt, zu diesen Orten habe man keinen Bezug. Die Selbstabgrenzung wird mal mit rassistischen oder klassistischen Zuschreibungen erklärt, häufig braucht sie allerdings keine diskriminierende Herleitungsstrategie. Sie kommt auch dann vor, wenn die ästhetische Limitierung der eigenen Lebenswelt mit Verweis auf anderswo im Ruhrgebiet abgewogen wird: Es gibt immer, in jedem Gespräch, einen Ort, der schlimmer dran sei – und mit dem man wenig bis nichts zu tun habe. Auch wo örtliche Stigma wirken, ist der Moment der Interaktion das, was für die Ortsbedeutung entscheidend ist. Kursierende Geschichten und Imaginationen sind eine Art von Elementen der Raumassemlagen, die einen Ort für einen Moment situativ definieren. Die Bedeutung eines Ortes ist immer eine ambivalente und instabile, sie variiert mit der Position, von der aus die Komponenten des Raums verknüpft werden.

4.2.3. BEGEGNUNG

Orte, denen das Potential für Begegnungen und geteilte Erlebnisse zugeschrieben werden, sind in den Stadtbildern herausragend. Die Befragten schätzen die, die es sie gibt, und fordern sie, wo es sie nicht gibt. Sie tragen eine soziale Bedeutung, denn die Erfahrung, die eigenen Wege mit denen anderer zu kreuzen, aufeinanderzutreffen, parallele Eindrücke zu sammeln und wo zusammenzukommen, wirkt kollektivierend. Die Begegnung bindet den Städter ein und lässt ihn Mitglied der städtischen Gemeinschaft sein.

Auch leere Orte können mit Bedeutung besetzt werden – zumal dann, wenn es keine anderen Optionen gibt. Bezeichnend ist dieses Beispiel aus Herne, wo ein nichtiger Ort – eine randständige Freifläche, die außer Veranstaltungsstandort nichts ist und hat – eine soziale Bedeutung durch die Nutzung der Anwohner zugewiesen bekommt:

„Der Cranger Kirmesplatz, der auch ohne die Kirmes von uns genutzt worden ist. Ich glaube, jeder hatte seine ersten Fahrversuche auf dem Cranger Kirmesplatz. Wir sind früher mit einem Sportverein zum Cranger Kirmesplatz gegangen, haben da Sport gemacht. Wir haben unsere ersten Fahrradtouren immer über den

Kirmesplatz am Kanal entlang. Das ist schon ein Treffpunkt, obwohl da nichts drauf ist. Man kann nichts zu trinken kaufen, es ist ja nur eine leere Fläche.“ (I18, Herne).

Formale räumliche Leere kann gefüllt werden – mit Etwas, das über die Funktionalität hinaus geht. Die Funktion ist ein Wert des Raumes, mitnichten aber nicht der einzige. Seine „Funktion jenseits von Funktionen“ (Lefebvre 2019, 181) reicht weiter als sein Nutzen, den er im Moment des Aufenthalts hat. Orte können, laut Augé, wohin verweisen (2013). Dahingegen sind „Blasen der Immanenz“ (Augé 2000, 184) selbstreferentielle, nicht über ihre unmittelbare Lesbarkeit hinaus zeigende Klammern. Sie machen sich in Form von Konsumstätten, Verkehrsachsen und -einrichtungen sowie von Kommunikationskanälen in den Städten breit. Die Befragten nutzen sie gerne und viel. Sie erleichtern ihnen den Alltag, ermöglichen Selbstverwirklichung und individuelle Lebensqualität. Gleichzeitig sind sie allerdings nicht die Punkte ihres städtischen Netzes, die Begegnung – und damit den Verweis auf Gemeinschaft – garantieren. Die Ermöglichung von Begegnung ist eine zentrale in den Interviews formulierte Anforderung, die an städtische Räume gestellt wird: Stadt ist „von ihrer Anlage her ein Ort der Beziehungsaufnahme [...] – der Ort der Gesellschaft also, an dem sich Geschichten, Klassen und Individuen bilden und aneinander reiben“ (ebd., 182). Und die Kapazität ihrer Stadt, dem gerecht zu werden, wird im Rückgang begriffen. Wenn davon gesprochen wird, dass ein Ort über die Zeit Qualität verloren habe, ist es meist das Versprechen von Begegnung mit anderen – den richtigen – Menschen, das heute fehlt. Und wenn eine örtliche Unzulänglichkeit erkannt wird, ist es meistens die, Menschen sich treffen zu lassen.

Entsprechend sind Religionshäuser, Gemeindezentren, Kneipen, Cafés, Kioske und Freizeitanlagen wie Skateparks oder das belebte Kanalufer die bemerkenswertesten Orte der Stadtdarstellungen der Befragten. An ihnen ist soziales Zusammenkommen möglich und, beziehungsweise oder, sie werden mit einem sozialen Potential verbunden:

„Wenn ich zum Beispiel zur Bude gehe und mir eine Schachtel Zigaretten hole, da hat mein Mann letztens gesagt, ich könnte ja auch zu diesem einen Kiosk gehen, der hier in der anderen Richtung an der Herner Straße ist. Das habe ich letztens auch mal gemacht und es hat mir gar nicht gefallen, dahin zu gehen. Ich habe dann zu meinem Mann gesagt, ich gehe lieber wieder zu der anderen Bude, da bleibe ich hier im Dorf. Dann sagt er: ‚Aber das andere ist doch näher‘. Ich sage: ‚Ja, aber der Weg gefällt mir nicht und da sehe ich niemanden und da treffe ich niemanden‘.“ (I8, Recklinghausen).

Sie sind, was Sieverts nicht „System“ (2012, 85) sondern „Agora“⁸⁰ (ebd., 85) nennt: Nicht Verbrauch, Versorgung und Produktion sind Richtwert ihrer Bedeutung, es sind sinnliche Realitätserfahrung und direkte Begegnung. Der Raum der Agora erhält seinen Wert als konkreter Ort des Lebens und Sich-Treffens, während der des Systems vor allem effizient und

⁸⁰ Dass die antike Agora urbanistischen Entwürfen als Ikone dient, wurde bereits besprochen. Sieverts verwendet sie ebenfalls als eine Chiffre für etwas Vergangenes: Bei ihm steht sie nicht für das Einheitsideal eines zentralistischen Platzes, wo alle und alles zusammenkommen, sondern für das grundsätzliche Vermögen von Räumen, Begegnung, Entgegnung und Beteiligung möglich zu machen, und in der Folge eine soziale, politische Bedeutung für das Stadtkollektiv zu tragen. Fortan wird die Agora angewandt, um der Auslegung von Sieverts gemäß vergemeinschaftendes Raumpotential zu bezeichnen.

nutzenmaximierend überwunden werden will. Egal ob Kiosk, Club oder Kanal, diese Orte vermitteln Gemeinschaft. Die Befragten knüpfen und pflegen an ihnen unmittelbare Beziehungen. Sie sind auch die Kondition, die sie sich in ihrem wohnungsnahen Umfeld wohlfühlen lässt – oder eben nicht, wenn es soziale Interaktion misst. Wenngleich städtischer Raum auch hier nachrangig gegenüber dem privatwirtschaftlichen auftritt, lassen sich in ihm Orte der Vergesellschaftung identifizieren. Sie sind auf wenige und räumlich beengte Punkte beschränkt: Der Wohnsiedlung, der Altstadt, einer belebte Straße oder eben dem Kirmesplatz wird die Fähigkeit für unvorhergesehenes Zusammentreffen mit anderen zugerechnet. Begegnungen werden als flüchtige Überkreuzungen beschrieben, die sich entweder durch alltägliche Bahnen ergeben oder bewusst aufgesucht und hervorgerufen werden.

„Hier in Karnap gibt es nicht den einen Ort, an dem Menschen sich begegnen, sondern es gibt viele Orte, an denen Menschen sich begegnen. Und es sind auch nicht immer die großen Begegnungen, sondern manchmal sind es auch die kleinen. Gerade wenn man an einer Ecke stehen bleibt, sich irgendwo auf ein Treppchen setzt oder irgendwo auf ein Bänkchen setzt. Ob das irgendwo am Spielplatz ist. Wir haben vom Bürgerverein den Karnaper Kistengarten, das ist ein Gemeinschaftsgarten, der ist auch ein Ort der Begegnung. Also es sind viele, viele kleine Punkte. Ich glaube, das ist auch das, was die Menschen möchten. Die möchten nicht so viele Wege machen. Die möchten nicht durch halb Karnap laufen, um andere Menschen zu sehen oder so.“ (I6, Essen).

Die Wirkkraft des Gemeinns wird dann besonders sichtbar, wenn zu seiner Inszenierung ein Ausnahmezustand erzeugt wird. Wenn das Fest in die Stadt kommt und der Alltag in seiner Banalität verblasst, wird erprobbar, was sonst nur die Abweichung von der Regel ist: Begegnung als Norm statt Besonderheit, Zusammenkunft statt individuelle Mobilität, geteilte statt maßgeschneiderte Stadt. In den Gesprächen werden Veranstaltungen synonym mit Orten verwendet. Auf beinahe jede Frage des Raums, gibt es auch ein Event als Antwort: Sie stechen heraus, man schätzt ihre Gemeinschaftlichkeit, man begibt sich gerne an sie und sie können Symbolkraft haben. Es sind Musik- und Theaterfestivals, saisonale Märkte, themenspezifische Netzwerktreffen, temporäre Ausstellungen oder Kirmessen, die sich einprägen und in den Stadtbildern Kerben hinterlassen. Hartmut Häußermann diagnostizierte Anfang der 90er Jahre die „Festivalisierung“ (1993) der Stadtentwicklung, die langfristig auch auf die Stadtpolitik selbst überschlagen würde. Im Städtewettbewerb wäre das Fest als Instrument für nicht weniger als die Reifizierung des politischen Apparats, die Mobilisierung von Einheit und die Aufführung der Stadt entdeckt worden:

„Gegen solche Entgrenzungen, gegen das Unsichtbarwerden der Stadt, sucht sich die Stadtpolitik zu wehren, indem sie sich auf die Stadtkrone, die zentralen Höhepunkte konzentriert, um wenigstens Inseln im Meer der Agglomeration sichtbar zu machen: Festivalisierung also, um eine für ihre Bürger identifikationsfähige Stadt zu bewahren“ (ebd., 15).

Und es scheint zu wirken, in den Stadtbildern der Befragten hinterlässt das Fest Spuren. Die außerordentlichen Räume, die in seinem Rahmen erschaffen werden, verheißen Interaktion mit anderen Stadtbewohnern sowie das Erleben eines gemeinschaftlichen Zusammenhangs der Stadt – in einem Ausmaß, wie es im Alltag unerreichbar scheint. Besonders im Schatten

des Schönen, Auffallenden, Außergewöhnlichen des Fests gerät der Alltag mit seiner nüchternen Zweckorientierung, seinen unglamourösen Wegen und Orten und auch seinen Missständen in Vergessenheit. In der Zwischenstadt, deren Gewebe so verzweigt ist, „daß ihre Bewohner gar keine Chance haben, ihnen im Alltag zu entkommen“ (Sieverts 2012, 22) wiegt das schwer. Der Raum eines Fests, das einmal im Jahr in die Stadt einzieht, kann die Räume, die die Interviewten täglich betreten, bei weitem überragen. Und auch nachdem es sich wieder verzogen hat, hallt der Glanz des Fests nach. Einzelne Orte sind nur deswegen von Belang, weil sie mitunter Veranstaltungen beherbergen. Das betrifft in hohem Maße stillgelegte Industriegelände, aber auch innerstädtische Marktplätze und den Kirmesplatz. Im Alltag sind diese festivalisierten Orte keine Anlauf- und Verweilstellen, und doch tragen sie eine kollektivierende Bedeutung: Sie verweisen auf die Möglichkeit von außeralltäglichem und gemeinsamen Erlebnis. Für manche Befragten ist eine Großveranstaltung gar Symbol ihrer Stadt, etwa die Ruhrfestspiele für Recklinghausen oder die Cranger Kirmes für Herne.

4.2.4. VERWEIS

„Wenn du so über die Autobahnbrücken, also die Wanderwege hier rüber gehst, die Sonne geht unter, [...]“ (I22, Oberhausen).

Nicht nur erhalten Orte Bedeutung durch ihr Potential zur Kollektivierung, auch können sie selbst Zeichen für ein Kollektiv oder eine Verbundenheit der Stadt sein. Sie verweisen auf die Vergangenheit oder die Zukunft, auf eine emotionale Bindung, eine Identität oder einen Gruppenzusammenhalt. Die Funktion der Begegnung und die des Verweises schließen einander nicht aus; ein Ort kann sowohl Treffpunkt als auch Symbol sein. Sein symbolischer, über die unmittelbare Begegnung im Raum hinausreichender Gehalt wird sowohl nach individuellen als auch nach kollektiven Maßgaben konstruiert. So kann ein Ort Gedächtnis der individuellen Geschichte in ihr oder der der allgemeinen Stadt sein. Er kann für die Stadt des Einzelnen, für seine Verbundenheit zu ihr, seinem Leben und seinen Beziehungen, oder für die Stadt des Kollektivs, das sich nach außen hin präsentiert, stehen. Der Verweischarakter eines Ortes ist nicht primär eine Frage seiner Funktion. Er ist Frage der Emotion und der Ästhetik: Die beschriebenen Städte sind schließlich nicht nur Ergebnis eines Erkenntnisprozesses, sondern eines körperlichen und sinnlichen Erfahrens – sie werden erlebt.

Der Bedeutungsüberschuss von Orten, die in den beschriebenen Stadtbildern auftauchen, ist meist persönlicher Art. Es gibt nicht den einen Ort, der über die Stadt oder das Ruhrgebiet strahlt.⁸¹ Es sind Erlebnisse und Erinnerungen der individuellen Biographie, die Orte bedeutsam werden lassen. Eine Vielzahl von Orten, unter anderem Wohnviertel, Kneipe oder

⁸¹ Dessen sind sich manche Befragte auch bewusst. Sie betonen die Individualität ihres Stadtbildes und die Widersinnigkeit davon, es mit anderen abzugleichen: „Weil jeder so für sich persönlich seinen eigenen Ort hat. Es gibt nicht so einen Universalort, wo Leute sagen, das ist jetzt mein Gelsenkirchen.“ (I14, Gelsenkirchen).

Festhaus, wird als Zeichen vorheriger Lebensabschnitte und markanter Ereignisse emotionalisiert. Sie können für Verbundenheit, Familie, Freundschaft oder Behaglichkeit stehen. Das Ausfindigmachen von Orten, deren symbolische Bedeutung kollektiv geteilt wird, ist hingegen schwieriger. Städtische Wahrzeichen werden genannt, decken sich aber nur marginal. Dazu gehören einzelne Bauwerke wie Schlösser, Kirchen, Fußballstadien oder Theater, die als ikonische Repräsentanten der Stadt verstanden werden. Am ehesten könnten sich die Befragten auf die Industriedenkmäler einigen. In diese Kategorie fallen diverse Typen: Halden, Kunstwerke, die auf den Halden als Landmarken installiert sind, Fördertürme, Gasometer, Parks auf den Brachflächen, Arbeitersiedlungen und Museen in den postindustriellen Gebäuden. Für sie wird einer hoher Wiedererkennungswert und auch eine überregionale Symbolkraft erkannt. Teilweise überschneiden sich die Wahrzeichen mit den Orten der persönlichen Bedeutungsanreicherung sowie den Orten der Freizeitgestaltung; Halden werden für Spaziergänge im Grünen mit Aussicht, Zechengelände für Veranstaltungen genutzt. Oft sind sie aber auch nur sinnbildliche Monumente ohne jeglichen Bezug zum Interviewten. Sie werden mit der Geschichte verbunden, können typisch oder wichtig für die Region sein, aber als Ort für die eigene Stadt sind sie belanglos. In dem Fall werden sie eher pflichtbewusst erwähnt – oder versehentlich außer Acht gelassen, wie dann reumütig eingeräumt wird. Auch Industrieanlagen, die in Betrieb sind, werden als derselben Bildsprache zugehörig und als Materialisierung der Ruhrgebietsgeschichte gelesen: Ebenso wie die Region für Arbeit stehe, stehen die Schornsteine der Kokerei in Bottrop und der Raffinerie in Gelsenkirchen für Arbeit. Ihre Deutung ist aber nicht eindeutig und einstimmig, sie ist völlig uneinig. Sie sind „Schandfleck“ (I11, Gelsenkirchen), gefährliche Umweltbelastung, sie bieten Arbeitsplätze und gehören dazu, zu der Region. Dass sie bedeutend und störend, hässlich und schön, je nach Situation, Frage und Blickwinkel, sind, schließt sich nicht aus.

„Und wenn man halt [...] an der Horster Straße nach Horst fährt, dann siehst du halt die Türme oder sowas. Und ich weiß nicht, wenn ich im Außendienst eingesetzt werde, sehe ich halt auch sowas morgens und dann denkst du dir so: Boah, schon schön.“ (I11, Gelsenkirchen).

Von oben, etwa von einer der Halden, gesehen, ist das Gewirr von Grün, Bebauung und (post)industriellen Landmarken eindrucksvoll und entzifferbar:

„Und du siehst halt grün, du siehst Industrie, du siehst Firmengebäude, du siehst irgendwelche, ja, dieses Hohe, dieses Dortmunder U etc. Und dann so mit der Skyline – ‚Skyline‘, ist ja immer noch Dortmund, aber mit der Skyline, das ist schon geil.“ (I22, Oberhausen).

Vom alltäglichen Vorbeifahren aus gesehen, schwinden die Türme und Lichter der Anlagen in der Einförmigkeit des beweglichen und banalen Raums: „Der fließende Raum wird zum neutralen Hintergrund“ (Zahiri 2017, 14). Und gelegentlich, bei stimmungsvollem Sonnenuntergang, wenn man nach Feierabend Zeit für einen Ausflug in den nahegelegenen, renaturalisierten Industriepark hat, man auf einem Event in einer ehemaligen Zeche eingeladen oder man

auswärtigem Besuch den regionalen Reiz begreiflich machen will, drückt die „raumgreifende Infrastruktur“ (Maxwill 2021, 20) der Industrie eine Ortsverbundenheit aus.

An dieser Stelle lohnt es sich, Cyrus Zahiris Erwägungen städtischer Ästhetik in Betracht zu ziehen (2017). Er stellt nicht die Frage, ob eine Stadt ein hübsches Antlitz hat, das sich gut fotografieren und vermarkten lässt. Er befragt die Stadt nach ihrem Vermögen, ästhetisches Denken und Handeln anzuregen. Voraussetzung dafür sei ästhetische Wahrnehmung, definiert als prägend, sinnstiftend und frei von äußeren Zwängen. Ästhetik in der Stadt ist demnach mehr als das sinnliche Erfassen, sie ist im besten Fall Anregung zu Idee und Praxis (ebd., 15). Das äußert sich in Lynchs Stadtbildern, die keinen Unterschied zwischen den Situationen und Zeichen des Alltags und den Elementen des Städtebaus und der Architektur machen. Zusammen bilden sie den ästhetischen Bezugsrahmen, in dem neben dem räumlichen das soziale und persönliche Zurechtfinden organisiert wird (ebd., 14). Im Laufe der Gespräche treten auch Orte des Alltags als bedeutend hervor. Ihr Gehalt ist nicht direkt, ohne Überlegung und externe Impulse, einsehbar. Und er wird stets als unübliche, individuelle Anomalie relativiert: Dass banale Orte, die als solche der Funktion organisiert sind, überhaupt einen Wert tragen können, überrascht und scheint trivial. Wenn auch teils von den Befragten unerwartet, haben die täglich frequentierte Autobahn, der Arbeitsplatz oder die Stammkneipe ein Verweispotential. Sie können für das stehen, wie der Einzelne seine Stadt erlebt, wie er sie liest und sich in ihr verbunden fühlt.

„Es gibt so ein paar Orte, wo ich dann sage: Ja, das ist jetzt so. Wenn ich in der Kenke, da gehe ich in der Kenke ein Bier trinken, ja, kenne ich seit ewig, ja, das ist mein Gelsenkirchen.“ (I14, Gelsenkirchen).

Ihre Bedeutung ist nicht unbedingt eine symbolische, die sich über die Zeit stabil hält oder überhaupt über den Moment hinaus reicht. Nichtsdestotrotz ergibt sie sich in den Netzen des Städtischen, sie wird im Moment von den Beteiligten hergestellt, folgt in Zahiris Begriffen auf eine ästhetische Wahrnehmung; sie ist „schon schön“ (I11, Gelsenkirchen; I8, Recklinghausen; I22, Oberhausen):

„Wenn dann doch irgendwie; selbst auf der Autobahn, ich nenne die schöne besagte Autobahnromantik, wenn die Sonne dann auf- oder untergeht auf dem Weg zur Arbeit oder zurück, das ist schon schön.“ (I19, Herne).

So kann sich eine Verbundenheit zu einzelnen Orten, Landmarken oder der ganzen Städtelandschaft ergeben.⁸² Wird etwas als schön empfunden, ist nicht die bloße Würdigung einer Eigenschaft, sondern eines verweisenden, agierenden Vermögens, die zählt.⁸³ Nicht immer

⁸² „Mein erstes Atelier war in der Zeche König Ludwig in Recklinghausen. Und es geht nicht, für mich an einem Ort zu arbeiten, ohne sich Gedanken darüber zu machen, wo bin ich. Also das spüre ich, das spüre ich so durch die Haut. [...] Und ja, es gibt keine neutralen Räume. Die sind schon sehr wichtig. Auch die Anbindung hier an den Kanal nutze ich auch sehr gerne, weil das so ein bisschen –. Also wenn man nicht so ganz weit nach oben guckt, dann kann ich mir vorstellen, dass ich in Gdynia bin am Meer. Das vermisse ich.“ (I7, Herne/Recklinghausen).

⁸³ Zahiri macht in Anlehnung an Wittgenstein auf die Geste, die der Zuschreibung des Schönen innewohnt, aufmerksam: „schön statt als Eigenschaftswort als sprachlichen Verweis [...], ähnlich wie Ah!, Aha! oder Schau mal“ (Zahiri 2017, 15).

umfasst die empfundene und beschriebene Verbundenheit aber eine materielle, städtische Manifestation. Die Befragten können ihre Zugehörigkeit oder ihr Stadterleben in dem Fall nicht an einem Ort oder einem Symbol festmachen. Sie schwebt über der Stadt des Einzelnen, legt sich aber nicht in seinem Stadtbild ab, das konturlos und banal bleibt – förmlich anästhetisch:

„Erst die Kultivierung der Wahrnehmungsfähigkeit gerade auch für die anästhetischen Kehrseiten unserer rational-technisierten Welt sensibilisiert für die dunklen Kehrseiten ökonomischer und technischer Prozesse, die ‚normalerweise‘ der anästhetischen Welt angehören und deswegen nicht mit emotionaler Betroffenheit wahrgenommen werden“ (Sieverts 2012, 109).

Dass Orte kollektiv eine Bedeutung zugewiesen bekommen, die nicht ihrer Funktion entspricht, ist selten zu bemerken. Im wahrsten Sinne herausstechende Baudenkmäler aus den Jahren der Montanindustrie sowie aus denen davor, zum Beispiel der Essener Dom, und denen danach, etwa das Gelsenkirchener Musiktheater oder das Stadion des FC Schalke 04, gelten als nach außen gerichtete Wahrzeichen der Region oder der Stadt, nicht aber notwendigerweise auch als Orte. Dass Touristen die Reste der Industrie besuchen kommen, löst Stolz und aber auch Verwunderung aus. Die Orte des Alltags – wenn kein Fest sie heimsucht und sie keinen Zweck erfüllen müssen – werden wenig auf ihre Bedeutung hin evaluiert, aber ständig aufgesucht. Sind sie Zeichen, verbindet man etwas mit ihnen oder fühlt sich ihnen verbunden, sorgt das wiederum für Verwunderung bei den Befragten.

4.3. POTENTIAL: DIE AKTIVITÄTEN

Die dritte Frage ist die nach der Mobilisierung: Welche Perspektiven werden vom städtischen Umfeld abgeleitet? Wohin verweist die Stadt, die die Befragten erfahren? Es ist schließlich die Frage nach der Stadt, nach der Cyborg und den Sphinxen in ihr. Die Stadt ist Ort des Alltäglichen und Banalen und sie ist Ort der Disruption, Unruhe und Veränderung. Welches Potential hat sie hier, wo sie nicht angekommen ist? Zuletzt wende ich mich also dem zu, was von der Interaktion im Ruhrgebiet davongetragen wird, dem Output seines Netzwerkes.

Es lassen sich in ihm soziomaterielle Kontexte finden, die mehr oder weniger agil sind: Sie aktivieren, begünstigen das Knüpfen von Beziehungen, leisten dem Konstruieren von Bedeutungen und Identifikationen Vorschub, oder sie tun all das nicht. In der Stadt zu sein, mit ihr und in ihr zu interagieren, kann Möglichkeit, sie kann Gemeinschaft, Verbindung, Zuhause und Ästhetik sein – sie ist es aber nicht per se. Das Potential der Stadt ist nicht ohne Weiteres, überall und gleichermaßen, verfügbar. Ob das Wahrnehmen und Herstellen von Raum in der Stadt schöpferisch, vergesellschaftend und prägend wirkt, liegt nicht allein in der Handlungsmacht der Interaktion. Die Voraussetzung für seine Möglichkeit ist auch mit seinen Bauten eingemeißelt, sie ist in seine Strukturen vorgedacht und in seinen Geschichten gefestigt. Was die Stadt – für wen – sein kann, ist eine Frage der Ermächtigung: Bestimmte ihrer Pfade, Nutzungen und Verbindungen sind zulässig, andere werden verhindert. Denn das Potential, das in der Stadt schlummert, ist gewaltig. Es ist die Möglichkeit einer gemeinschaftlichen Praxis. Inwiefern sie sich in den beschriebenen Städten entfaltet, ist durch die Ermöglichung von

Kollektiv, Partizipation und Perspektive bedingt. Sie sind, was die Stadt zum Gemeinwesen, zur Aktivität, zur Verhandlung und Möglichkeit werden lassen.

4.3.1. KOLLEKTIV

Wie sich gezeigt hat, hängt die Herstellung von bedeutsamem Raum, also jenem Raum, der mehr als die Funktion der individualistischen Verwertung ist, von seinem Potential der Begegnung und Erinnerung, der Ästhetik und Symbolkraft ab. Ein Ort, der Interaktionen mit anderen Städtern ermöglicht, der als Projektion für nostalgische Erinnerung funktioniert, der ästhetische Einprägung gestattet oder der symbolisch für etwas stehen kann, lässt die Anreicherung mit Beziehungen eher zu als ein Ort, der diese Vermögen nicht innehat. Sie sind, was einen Verbundenheit spüren lässt, zur Stadt und zu ihrer Gemeinschaft (Augé 2000, 179).

In den Befragungen waren es persönliche, unmittelbare, reale Beziehungen, die aus einem Ort einen mit Bedeutung machen. Die eigene Lebensgeschichte, das Begegnen von Nachbarn oder Teilnehmern des gleichen Fests oder die – als subjektiv und irrational gedeutete – Wahrnehmung der städtischen Umwelt als schön und angenehm sind genutzte Referenzen. Virtuelle Beziehungen in der Stadt und zu der Stadt sind ihnen gegenüber zweitrangig. Das heißt, dass eine Gemeinschaft wenig entzifferbar ist. Die Befragten fühlen sich nicht explizit mit der sozialen, baulichen, historischen Stadt verbunden. Außerhalb des Fests können nur vereinzelt Orte als Agora fungieren; also soziale Interaktion im Bewusstsein der gemeinsamen Zugehörigkeit zum umfassenden Zusammenhang einbetten. Sie sind eher wie punktuelle Erscheinungen, die unter den richtigen Bedingungen kommunikatives Potential entfalten, als stabile Räume, die per se Sozialität versichern und voraussetzen.

Ebenso lässt sich auch nicht ein Symbol oder ein Code identifizieren, die unmissverständlich die Stadt repräsentieren und vermitteln könnten. Die Städte werden von den Befragten je wie ihr persönliche zusammengestellte und empfundene Lebenswelt beschrieben. Dass sie etwas mit der Stadt zu tun haben könnte, wird als abwegig verstanden, es ist immerhin nur ihre Position darin. Bedeutet ein Ort, ein Gebäude oder ein Panoramablick ihnen etwas, weil es schön, prägend oder symbolisch wirkt, macht es ihre Verbundenheit nicht zur allgemeinen Stadt, sondern zu ihrer persönlichen Stadt aus. Das wird dadurch unterstrichen, dass die Erwähnung von institutionalisierten, touristifizierten Wahrzeichen der *Industriekultur* häufig eher pflichtbewusst als aus innerem Antrieb erscheint. Manchmal entsprechen sie sich auch, so dass die Orte der persönlichen denen der kollektiven Zugehörigkeit entsprechen:

„Tatsächlich sind wir oft am Kanal, auch im Sommer. Ich glaube, das ist so ein Ruhrgebietsding dadurch, dass wir einfach nicht viele Seen haben. Bei uns ist der Kanal der See. Da sind immer Menschen, da brauchst du keine Sorgen haben, dass dir da was passiert, da ist immer was los. Das ist auch, glaube ich, ein Stück Kultur, unser Rhein-Herne-Kanal.“ (I18, Herne).

Meist ist das allerdings nicht der Fall. Dann wird merklich, dass die symbolische Aufladung von postindustriellen Denkmälern – auch – top-down Prozessen entspringt, die nicht unbedingt von den Bewohnern vor Ort getragen werden (Broy 2024b, 237). Auch das Solidaritätsnarrativ,

das als Beigabe zu den Industriemonumenten geliefert wird, ist auf die Probe gestellt. Es geht darum, ob „ein pragmatisch-situatives Miteinander als Stadtgemeinschaft [...] auch in einer diversifizierten Gesellschaft“ (Maxwill 2021, 23) funktioniert. Selten wird die Erzählung einer gemeinsamen Vergangenheit in den Schächten und Werkshallen der Region unerschütterlich reproduziert. In den meisten Fällen, egal ob zugezogen oder nicht, taucht sie nur als eine gelernte Geschichte auf, der man wie einer Legende, die einem zu Ohren kommt, Glauben schenken kann oder nicht:

„Man sagt das immer, ne, so Kumpel, Kohlekumpel und so, man sagt das immer, aber... [...] Das ist ein wichtiger Punkt, dass das so in der Geschichte vom Ruhrgebiet liegt und dass man daraus eine Menge irgendwie lernen kann, so für Zukünftiges, aber ich glaube nicht, dass das jetzt irgendwie noch grundsätzlich hier ist. [...] Ich weiß es nicht, ob das, wenn man eher mit der älteren Generation unterwegs ist, ob das da vielleicht noch ist. Ob da vielleicht noch irgendwie so eine Verbundenheit ist, aber in denen, mit denen ich so zu tun habe, da ist es nicht.“ (I27, Oberhausen).

Das angebotene Narrativ wird, wenn überhaupt, als valide Chronik der Region anerkannt. Sie ist die Vergangenheit. Solidarität, Siedlungsleben, arbeitende Männer und ihr Kosmos sind Geschichte. In die Gegenwart des Einzelnen reicht sie kaum. Ihre Unzulänglichkeit registrieren insbesondere diejenigen, die sich außerhalb der typischen regionalen Biographie verorten: Weil sie nach Abklang des industriellen Takts zugezogen sind oder die eigene Klassen-, Geschlechter- oder Migrationserfahrung abweicht. Als herrsche noch eine Norm des Bewohners, seines Lebens und seiner Verbundenheit zum Ruhrgebiet, ist die eigene dahingegen deviante und spezielle Variation. Richtig, auf die typische Weise, gehöre man nicht dazu. Der beschworene Zusammenhalt hallt demnach nur unter Zeitzeugen wider:

„Ja, also es wurde immer so beigebracht, dass die Gegend hier halt für Arbeit und Fleiß steht. Und für Ehrlichkeit. //VDE: „Siehst Du das auch so?“// „Vielleicht war es früher so, was man halt noch nicht so mitgekriegt hat. Das hat man halt von den Älteren so gehört. Ob es jetzt so ist? Ich denke mal, diese Mentalität ist geblieben. Zumindest so verwurzelt.“ (I10, Recklinghausen).

Für die raumbezogenen Identitäten und Positionen der Befragten spielt die montanindustrielle Vorzeit und der Topos ihrer spezifischen Solidarität kaum eine Rolle. Sie ist an vergangene Lebens- und Arbeitsformen gebunden, die allein an den präparierten Räumen der Industrie in Erscheinung treten. Im Stadterfahren fällt die Vergangenheit nicht ins Gewicht. Abgesehen von den zu Ikonen stilisierten Bauwerken werden Merkmale der postindustriellen Stadtform als geschichtslose Gegebenheit hingenommen: Das gilt für Kanäle, Straßennetze, Brachflächen und auch teilweise für Halden.

Wo die Geschichte hingegen vorkommt, ist bei der Heraufbeschwörung einer regionalen *Mentalität*, die den Menschen eigen sei und die Zusammenhalt schaffe. Sie wird als fortdauerndes Erbe der vergangenen Lebens- und Arbeitsverhältnisse verstanden und dargeboten. Was früher unvermeidbar war, sei heute selbstverständlich geworden: Solidarität über Grenzen der Ethnie und der Religion hinweg, geeint durch die Klassenerfahrung des Montanindustrie-Arbeiters. Sie spiegele sich in der durch Offenheit, Gesprächigkeit und *Multikulturalität* charakterisierten Gemeinschaft wider:

„Ich würde sagen, das Multikulturelle macht das Ruhrgebiet aus, die Toleranz und auch die Einstellung der Menschen, dass vieles woanders ist auch scheiße. [...] Das Ruhrgebiet ist dann eigentlich gerecht und die Leute sind auch eher herzlich. Also es gibt halt manche Regionen in Deutschland, da kriegst du nie ein Lächeln aus den Leuten raus. Und hier ist es halt einfach anders. Du gehst an eine Bude und dann hältst du halt erstmal ein Schnäppchen.“ (I24, Bottrop).

Im selben Atemzug wird aber auch der Verlust der Werte des Bergbaus beklagt, Aufrichtigkeit, Zusammenhalt und Kollektiv scheinen mit der spezifische Arbeit einher- und untergegangen zu sein. War die Integration über die Arbeit früher gemeinschaftlicher Verdienst, wirkt sie heute wie ein selbstreferentielle Erzählfigur, deren Haltbarkeit fraglich ist: Aus konkreter Solidarität ist gängige *Mentalität* geworden, die verbindet und zusammenhält. Nach ihrer städtischen oder regionalen Zugehörigkeit gefragt, kommt die Antwort aller Interviewten nicht ohne die Wesensart der Bewohnerschaft aus. Sie ist ein Gemisch aus der historischen Figur des solidarischen Bergmanns und den realen sozialen Kontakten in der Stadt. Es ist diese regionalspezifische Umgangsform, der man sich verbunden fühlt und nicht der Zusammenhang, der sie hervorbringt. Gemeinschaft äußert sich so im Austausch mit den Nachbarn, Bekannten oder Gleichgesinnten und verweist wenig auf das Teilnehmen und Mitwirken an einem städtischem Gemeinwesen. Sie verharrt im Moment und Raum der Interaktion, ihre Beziehungen können sich über ein Viertel, eine Straße oder eine Hausgemeinschaft erstrecken. Dahin, wo Austausch umgänglich, Netzwerke fragmentiert und das Eigene endet, reicht die soziale Kohäsion selten.

Infolge des hohen Grads der Individualisierung ist „die Konstruktion und Kontrolle sozialer Räume zu einem eigenständigen Merkmal sozialer Differenzierung“ (Häußermann 1994, 238) geworden. So werden die Städte auch beschrieben: wie das Resultat eines bewussten Selektionsprozesses. Der eigens abgesteckte Stadtraum ist, wo sich ausgekannt wird. Er garantiert Orientierung und erwünschte Zusammentreffen, andere räumliche Fragmente hingegen sind ungewiss und schwer kalkulierbar. Die Befragten sammeln sich aus den Bruchstücken, die die baulichen, administrativen und sozialen Grenzen hervorbringen, die Elemente ihres Stadtbildes zusammen. Dabei ist ihnen die sozialräumliche Trennung bekannt, sie ist willkommen, problematisch oder schlicht normal. Jedenfalls schränkt sie einen weitreichenden Zusammenhalt ein. Er ist wie das Ruhrgebiet durchkreuzt von Grenzen – bis zum nächsten Wohnblock, bis zur nächsten Autobahn oder bis zur nächsten Gehaltklasse. Es sind diese Ausschnitte, denen sich die Befragten verbunden fühlen, mit denen sie sich identifizieren können und die sie gegen Stigmatisierung verteidigen. Sie behaupten die Qualität der eigenen Lebenswelt, nicht ein Kollektiv.

Zugehörig fühlen die Befragten sich dem Zusammenhang, über den sie eine Übersicht haben. Wo ihr Stadtbild greift, wo sie die Menschen erkennen und selbst erkannt werden, können sie sich verbunden fühlen. Für den größeren Zusammenhalt der Stadt oder Region gilt das nicht. Die wenigsten entsprechen den Prämissen der beschworenen Solidargemeinschaft. Sie ist an eine Lebensform geknüpft, die vergangen ist und nur in Erinnerungen nachhallt. Etwa wird auch die Fankultur des Fußballs, die nach außen ihn häufig als die

zusammenhaltende Achse der Region dasteht, eher wie eine Chiffre geschildert, die an einem selbst vorbeigeht:

„Es gibt sicherlich auch andere Sachen, aber so im Großen und Ganzen ist das Vakuum, was da entsteht, jetzt nicht gefüllt mit irgendwas Großem, sag ich mal, was Sichtbarem. Es ist sicherlich gefüllt mit kleinen Geschichten. Leute machen ja was, die leben ja, die vegetieren ja nicht vor sich rum, sondern die haben ja auch ihre Freunde und machen ihre Geschichten, und verbringen ihre Freizeit irgendwie. Aber halt nicht mit so einem [...] Gewaltigen wie jetzt so ein Fußballverein, der so international spielt, wo alle hinrennen.“ (114, Gelsenkirchen).

So kann auch die selbst erlebte Gemeinschaft wie eine individuelle wirken, die man nicht mit anderen teilt – weil sie von der normativen Solidarität abweicht.

4.3.2. ANEIGNUNG

Welche Stadt, der Einzelne wahrnimmt, definiert und wie er sich zu ihr verbindet, ist nicht das Ergebnis einer freien Assoziation. Das Stadtbild, seine Weite und Beschränktheit, seine Formbarkeit und Zuverlässigkeit, ergibt sich auch aus der Ermächtigung, sich Raum anzueignen. Sie ist als eine Kompetenz der Assemblage zu verstehen, die aus der verfügbaren Handlungsmacht ihrer Akteure hervorgeht. So lassen sich Merkmale eines Ortes und seines Gebrauchs identifizieren, die es erleichtern oder erschweren, sich sie zu eigen zu machen.

Das Aneignen ist nicht mit dem Nutzen städtischer Räume gleichzusetzen. Sie beschreiben zwei verschiedene Modi der Raumproduktion oder wie man sagen könnte, Ausdifferenzierungen des Rechts auf Stadt. Diese Formulierung von Lefebvre ist zur modischen Parole geworden, die von Initiativen, Protestbewegungen und Planungsstellen angewandt wird. Meist soll sie das Recht jeden Städters auf die Mitnutzung und die Anwesenheit in der Stadt ausdrücken. Wie im Kontext des Gender Plannings gesehen, ist die Stadt als Ressource verstanden, die abhängig vom verfügbaren Kapital mehr oder weniger zugänglich ist.⁸⁴ Bourdieu entschlüsselte die Profite, die sich aus der Verfügung über den Raum schlagen lassen, und erkannte den wesentlichen Punkt der städtischen Ungleichheit:

„Man hat jeweils das Paris seines eigenen ökonomischen, kulturellen und sozialen Kapitals (sich ins Centre Pompidou begeben, heißt noch lange nicht, sich ein Museum für moderne Kunst zu erschließen)“ (Bourdieu 2010, 122).

Nur weil man wo ist, nimmt man nicht teil; nur weil man wo wohnt, bewohnt man nicht;⁸⁵ und nur weil man einen Ort nutzt, ist er nicht der eigene. Der gleichberechtigte Zugang zum Raum der Stadt erfüllt nicht das Recht auf Stadt. In seinem Kern steht die Aneignung – sie ist Aktivität

⁸⁴ „Die Fähigkeit, den Raum zu beherrschen, hauptsächlich basierend auf der (materiellen oder symbolischen) Aneignung der seltenen (öffentlichen oder privaten) Güter, die sich in ihm verteilt finden, hängt ab vom Kapitalbesitz ab“ (Bourdieu 2010, 120).

⁸⁵ Das ist die Unterscheidung in Habiter und das Habitat, das oben bereits als aus der Naturwissenschaft entlehnt diskutiert wurde: Das Wohngebiet gegenüber der Aktivität des Bewohnens. „Der große Wohnkomplex verwirklicht [...] das Konzept des Wohngebiets unter Ausschluss des Wohnens, der Plastizität des Raums, der Gestaltung dieses Raums. Der Aneignung ihrer Lebensbedingungen durch die Gruppen und Individuen.“ (Lefebvre 2019, 50).

und Mitgestaltung. Die Stadt, für die man das Recht zur Aneignung hat, ist nicht räumliches Behältnis, das daliegt und von einem belebt wird. Sie ist ein kollektiver Prozess, an dem man prägend teilnimmt: Sie ist angeeignetes Potential. Lefebvre fordert das Recht auf die Befreiung der Stadt vom Tauschwert (2019, 180). Zur Ware gemacht, hätte man ihr den Gebrauchswert⁸⁶, das Mitwirken und Aneignen, entzogen:

„Das Recht auf Stadt offenbart sich als höhere Rechtsform: das Recht auf Freiheit, auf Individualisierung in der Vergesellschaftung, auf das Wohngebiet und das Wohnen. Das Recht auf das *Werk* (auf mitwirkende Tätigkeit) und das Recht auf *Aneignung* (klar zu unterscheiden vom Recht auf Eigentum) bringen sich in dieses Recht auf Stadt ein.“ (Ebd., 189, Hervorh. im Original).

Die Städte, die in den Befragungen beschrieben wurden, werden in erster Linie nach ihrem Tauschwert erfasst. Er wird relativ hoch eingeschätzt, da man aus einer Vielzahl an Optionen das wählen kann, was man braucht und will: Verkehrsmittel, Aufenthalt in der Natur, Gastronomie, Auszeit, Erlebnis. Die Befragten durchstreifen den Raum und suchen sich nach Belieben Wege und Orte heraus, die ihnen nutzen. Sie verwerten den Raum, der ihnen zugänglich ist. Gültige Ortsqualitäten sind Sicherheit, Funktionalität und Geselligkeit. Kann man sich von der Stadt holen, was man benötigt, ist das Soll der Stadt erfüllt. Das ist das Nutzen der Stadt, die individualisierter und fragmentierter Lebensraum ist. Menschliche Akteure beleben diese Stadt, sie nehmen nicht an ihr teil.

„In Gelsenkirchen arbeite ich jetzt, Oberhausen, da wohne ich nur tatsächlich. Also ich merke [...], ich fahre halt abends hier hin und wohne hier halt.“ (I27, Oberhausen).

Dahingegen beschreiben die Befragten, die sich in Vereinen oder Initiativen für Projekte in ihrer Stadt engagieren, eine erlebbare Ortsverbundenheit. Grade durch ihre Tätigkeit machen sie ihren Wohnort zu ihrem Ort. Sie sind an ihm beteiligt und mit ihm verwoben:

„Ich kann dir auch sagen warum, weil wir in Karnap Einflussmöglichkeiten haben. Wir brauchen hier keinen fragen, ich brauche keine Genehmigung von irgendeinem Politiker, um irgendwas zu machen, ich mache das. Und viele hier in Karnap machen das. Und hier ist der Ort, nicht nur an dem wir leben, in dem Stadtteil, an dem wir leben, sondern wo wir auch was bewegen können. Das heißt, man sieht ja auch direkte Erfolge. Wenn ich irgendwas mache, sehe ich: Aha, hier passiert irgendwas in diesem Ortsteil. Und wenn ich jetzt darauf warte, dass irgendein anderer was macht, kann ich lange warten. Und am Ende ist es ja so, wir beide leben hier, wir laufen hier rum, wir müssen das ja sehen den ganzen Tag. Also wir haben ein sehr großes Interesse daran, dass es möglichst hübsch ist hier.“ (I5, Essen).

Die Praxis der Koproduktion von Stadt, dass sie an ihr mitwirken, statt sie nur zu erfahren, macht ihr Wohlgefühl in und ihren Bezug zur Stadt aus. Es sind stets städtische Fragmente kleinen Formats, wie ein Viertel oder einzelne Orte, die durch Mitarbeit zum Eigenen gemacht werden und denen man sich infolgedessen zugehörig fühlt. Abgesehen von aktivistischer

⁸⁶ Lefebvre wendet die marxistische Unterscheidung in den Wert des Gebrauchs und den des Tauschs auf die Stadt an: Wird sie nach ihrer ökonomischen Effizienz strukturiert, wird ihren Bewohnern der Gebrauch ihrer Orte und Sozialität versperrt. Grade die Stadt aber sei, was der unendlichen Ausweitung des Tauschwerts Einhalt gebieten könnte, sie ist Gebrauch. „Über die Ware hat sie [die Industrie] nicht nur aufgezeigt, wie Menschen in Verbindung gebracht werden, sondern auch eine Logik, eine Sprache, eine Welt. Die Ware hat Dämme eingerissen (und dieser Prozess ist noch nicht beendet; das Auto, das heutige Pilotprojekt in der Warenwelt, wird am Ende diesen letzten Damm einreißen: die Stadt).“ (Lefebvre 2019, 179).

Teilnahme schildern die Befragten kaum angeeigneten und umso mehr genutzten Raum. Zwar ist den Befragten je nach ihrer Position mehr oder weniger Reichweite und Wertigkeit in der Stadt verfügbar, die Stadt ist aber nicht ihre, sie sind ihr nicht verbunden. Die Erfahrbarkeit von Möglichkeit verläuft sich in die endlose Bewegung, in der die Befragten ihren Raum wahrnehmen und herstellen. Wenn sie ihn auch durchqueren, können und wollen sie sich den gesamten Zusammenhang nicht aneignen. Die überschaubare Erreichbarkeit aller Abzweigungen des Städtetetzes erweitert ihren Möglichkeitsraum, aber diffundiert ihn auch. Zum Beispiel in jenem Fall, in dem der Mangel eines sozialen Netzwerkes am Wohnort scheinbar kompensiert werden kann:

„Ich glaube aber, dass sich das [die Verbundenheit] immer noch am Entwickeln ist. Unter anderem dadurch, dass hier in dem gesamten Ruhrgebiet die Fahrwege nicht so weit sind, ist man nicht so daran, wie soll ich sagen, daran gebunden, vor Ort nur vernetzt zu sein, sondern ich habe halt noch sehr viele Freunde in der Heimat. Ich habe ganz viele Freunde noch aus Bochum. [...] Das heißt, man hat eher so dieses: Man wohnt nicht weit weg voneinander und kann sich trotzdem regelmäßig besuchen. Das fehlt oder das ist hier noch so ein bisschen im Wachsen.“ (I19, Herne).

Sie können weit blicken und ihren Raum entsprechend weit spannen, während konkrete Knoten und Möglichkeiten des Netzes übersehen werden – falls es sie denn gäbe. Andere Raumherstellungen als die des Verwertens, werden durch die Gegebenheiten beschränkt. Die Stadt, die Veränderung und Aushandlung ist, ist nicht oder nur schwerlich verfügbar.

Es fehlt „das städtische Leben, [...] Orte der Begegnung und des (Aus)tauschs, [...] Lebensrhythmen und Tagesabläufe, die den vollen und vollständigen Gebrauch dieser Augenblicke und Orte erlauben“ (Lefebvre 2019, 196). Für die Befragten ist die Interaktion die städtische Größe, die zählt, wenn ein Ort nicht für die Alltagsbewältigung verwertbar sein muss. Sie verlangen nach Orten, die unvorhergesehene Aufeinandertreffen und Erfahrungen befähigen. Gewährt die Stadt ihnen dieses Erlebnis nicht im Alltag, suchen sie es in alternativen Räumen des Fests, des Einkaufszentrums oder auf Reisen. In der Stadt bleibt das Urbane, die städtische Gesellschaft, wie Lefebvre seine Utopie nennt, an vielen Stellen aus: Tritt „die geistige und soziale Form, die der Gleichzeitigkeit, der Versammlung, des Zusammenwirken und der Begegnung (oder besser von Begegnungen)“ (ebd., 124–25), nicht ein, ist auch der Städter nicht involviert und nicht aktiv beteiligt. Die Assemblagen des Städtischen sind träge, die Interaktionen schwerfällig und mühsam. Man muss wissen, wo die bedeutenden Orte, die verweisen und verbinden, liegen, sie bewusst aufsuchen und etwas aufwenden, um das Städtische zu erleben. Es reicht nicht, in der Stadt zu sein:

„Die sind halt vielleicht nicht so offensichtlich im Ruhrgebiet. Man muss halt ein bisschen gucken.“ (I14, Gelsenkirchen).

Die Stadt als Gemeinwesen, an dem man teilnimmt, ist im untersuchten nördlichen Ruhrgebiet größtenteils verschlossen. Es gibt wenige zentrale Treff- und Drehpunkte, die nicht auch der Funktion des Verkehrs von Personen oder Gütern dienen. Und erst recht kaum welche, die als öffentlicher Raum verstanden werden könnten. In den beschriebenen Stadtbildern ist

der Stellenwert des öffentlichen Raums verschwindend gering, wenn er nicht in dem Wohin-Kommen oder Sich-In-der-Natur-Erholen aufgeht. Das Recht auf Aneignung ist aber auch das Recht auf die Aneignung von öffentlichen Raum, der politische Stimme und soziale Teilhabe freigibt. Dass er seinen Teilnehmern das Recht sichtbar, politisch und anders zu sein einräumt, ist keine unwillkürliche Wesensart des öffentlichen Raums: „Public space is thus socially produced through its use as public space“ (Mitchell 2003, 129). Der öffentliche Raum, den die Befragten beschreiben, trägt diesen Eigenwert nicht. Sie halten sich vorrangig im kommerzialisierten und privatisierten Raum der Stadt auf; die Strecken dazwischen legen die meisten in der Isolation des Autos zurück. So nehmen sie in der Stadt die Rolle des Kunden oder Benutzers ein. Die Partizipation an einem Kollektiv ist demgegenüber Nebensache. In der Stadt, die offen für Aneignung ist, ist der öffentliche Raum hingegen nicht nur die Bühne für soziale Konflikte, er ist auch ihr Produkt und Produzent (ebd.):

„Entstehende Konflikte im öffentlichen Raum muss eine Stadt als Gemeinwesen aushalten und moderieren können. Denn das Recht auf Stadt ist unteilbar. Niemand darf der freie Aufenthalt verwehrt werden, insbesondere nicht im öffentlichen Raum.“ (Recht auf Stadt – Ruhr 2014a, 3).

Den Städten der Interviewten mangelt es an so einem Raum, der Herausforderungen der städtischen Gemeinschaft sichtbar und verhandelbar macht. Der verbliebene öffentliche Raum ist durch seine Trivialisierung für politisierte Bedeutungen verschlossen. Wahrgenommene Konflikte, in Form von Unregelmäßigkeiten oder Regelverstößen, stören demnach vielmehr die eigene Ordnung, wofür die naheliegende Lösung das Vermeiden ist. Der städtische Raum wird vorrangig konsumiert – nicht ausgehandelt oder gestaltet. Die Stadt der Nutzung und des Nutzens ist die des Einzelnen. Die Stadt der Aneignung ist die eines Gemeinwesens, in dem Differenz gelebt und unverzichtbar ist.

„Die Stadt [...] ist die Stadt, in der jederzeit Begegnungen möglich sind – ein Ort also, der für die Zukunft und für den anderen offen ist“ (Augé 2000, 181).

Das Recht auf Stadt ist nach Lefebvre ein allgemeines; jeder Städter ist berechtigt, an ihr teilzunehmen, sie mitzuformen und von ihr zu profitieren. Sie ist Veränderung und Prozess, und nie Harmonie, Einheit und Vollendung.

4.3.3. PERSPEKTIVE

Das volle Potential der Stadt kann sich erst in kollektiver Praxis der Städter ergeben. Eignen sie sich ihre Stadt, ihre Orte und Bedeutungen an, kommen die anderen Funktionen der Stadt, die nicht ihr Nutzen sind, zum Tragen: Sie ist Konflikt, Gesellschaft, Differenz, Politik und Ästhetik. Sie ist ein gemeinschaftliches Vorhaben, das nichts Geringeres als Vorstellungen der Zukunft und Utopien des Zusammenlebens zum Thema hat: „Man muß die Bedingungen für das Imaginäre wiederherstellen, die seit jeher die Sozialität von Orten ausmachten“ (Augé 2000, 186). Das Städtische ist immer eine Praxis, es ist gelesen, assembliert, gedeutet,

genutzt und gemacht. Es ist aber nicht immer eine kollektive Aktivität mit Vergangenheit und Zukunft.

Das Vermögen zur Aneignung hängt mit der Erfahrung von Zugehörigkeit zusammen (Eckardt 2019, 5). Fühlt sich eine Person der Stadt fremd und von der Bewohnerschaft distanziert, ist ein passives Raumverhalten wahrscheinlicher. Belastungen durch prekäre Lebens- und Arbeitsverhältnisse verstärken die Tendenz dazu, die Stadt zu ertragen, statt sie zu machen (Eckardt 2014, 77). Zusätzlich können territoriale Stigma die Fähigkeit zu kollektivem Handeln untergraben. Beides, zerrüttete, verunsicherte Raumstruktur sowie stigmatisierende Repräsentation, können allerdings genauso Anlass für die Herstellung entgegenwirkender Deutungen, Bilder und Sicherheiten sein (Schwanhäuser 2017, 167; Eckardt 2019, 5). In den Gesprächen zeigt sich das, wenn etwa die klassistische Herabsetzung der regionalen Mundart dazu motiviert, insbesondere in Veranstaltungen der Universität in ihr zu sprechen, oder die rassistische Berichterstattung über Flüchtlingsheime dazu, einen Hilfsverein für Geflüchtete zu gründen. Auch die Erfahrung des Aufwachsens in einem verfallenden Bezirk kann Anregung sein, ihn sich heute anzueignen – ihn regelrecht zurückzuerobern:

„Und da hat man einen ganz anderen Blickwinkel drauf, weil man sieht, dass es vorher scheiße war und jetzt halt irgendwie doch interessant und gut. Und ich selber habe auch zehn Jahre hier im Stadtteil gewohnt. Und zwar von 1995 bis 2005. Und da war hier tote Hose. Und ich musste auch hier hinziehen mit 14, 15. Meine Mutter und mein Bruder und ich sind dann hier hingezogen, weil meine Eltern sich getrennt haben und ich wollte nicht hier hin, weil ich vom Norden in den Süden gezogen worden bin. Ich bin dann weiterhin in Buer zur Schule gegangen, aber das will man natürlich nicht, gerade nicht in dem Alter. Und ich fand das hier richtig, richtig kacke und es war auch richtig scheiße, muss man sagen. Da hat da drüben erst der Wissenschaftspark aufgemacht. Das war quasi dieser neue Technologiestandort, Zukunftsstandort. Hier die Straße ist aber aufgerissen worden. Es war alles zu. Da gab es noch Aldi und da gab es noch so ein bisschen was, wo man was einkaufen konnte. Aber das ist alles irgendwann verschwunden. Und ich habe auch hier keinen Zugang gehabt. Also für Jugendliche gab es hier eh nichts, nichts Offensichtliches. Und deswegen finde ich das im Moment gerade schön, dass ich mir quasi den Stadtteil wieder lieb gewonnen habe. Und mir sogar vorstellen könnte, auch wieder direkt hier hinzuziehen, auch extra.“ (I17, Gelsenkirchen).

Auch aus marginalisierten Positionen in der Stadt geht aktive Raumerzeugung hervor, das ist keine Frage. Allerdings kann mangelnde Verbundenheit die Ausschöpfung des Potentials der Stadt erheblich erschweren. Um die Stadt zu verwirklichen, braucht es gemeinsame Handlung, es braucht die Aneignung durch diverse Städter, um zum Ort des Möglichen und der Verhandlung zu werden (Vogelpohl 2018, 153). Unter den Befragten ist das kollektive Stadtbewusstsein dem individualistischen Stadtbewusstsein nachrangig. Es äußert sich in erster Linie im kollektiven Gedächtnis der Stadt. Die Überreste der Schwerindustrie sind Archiv, das solidarische und kontaktfreudige Sozialverhalten Erbe des Stadtgedächtnisses. Es ist imstande, Identität und Gemeinschaft zu stiften. Allerdings kann seine Rückwärtsgewandtheit auch hinderlich für Offenheit und Veränderung sein, wie im als Zechenkolonie erbauten Bottrop Ebel, wo Formen proletarischen Traditionalismus überdauern:

„Was positiv ist, die Ebeler selber waren für sich auch immer was Besonderes, weil diese Bergwerksgemeinschaft, diese Bergeleute, dieses Kumpelhafte, der Zusammenhalt, der ist immer geblieben. Und das hat sich eigentlich bis heute fortgepflanzt. Aber es ist nicht einfach mit den Leuten, sage ich mal, so zu kommunizieren,

dass man die für irgendwas begeistert. Sie sind sehr kritisch. Da gibt es zum Beispiel den Bernepark, ganz neu, umgebaut und hat früher gestunken. Und ich erinnere mich noch, wie da immer die Flamme war, wo praktisch die Abgase abgefackelt wurden. Da hat man jetzt was ganz Tolles gebaut und die Ebeler haben so viel verloren. Die hatten mal drei Kneipen gehabt, heute haben sie keine mehr. [...] Da kommen dann viele, aber am wenigsten die Ebeler. [...] Sie sind immer noch in der Beziehung genauso kritisch, wo kommst du her? Bist du ein Ebeler oder nicht? Wie früher. Da hat sich nicht viel geändert.“ (I13, Bottrop/ Essen).

Die Agilität des gegenwärtigen Gemeinwesens kann durch das Bestreben, eine Solidaritäts- und Lebensform zu konservieren, gehemmt werden. Namentlich, wenn der vergangene Zusammenhalt für einen Großteil der Stadtbevölkerung eine Geschichte ist, die sie nie selbst erleben, und die sie wegen ihrer abweichenden Lebensform gar ausschließt. War die Arbeit des Mannes einst die integrationstreibende Kraft der Region, sind hier heute überdurchschnittlich viele Menschen ohne Arbeitsstelle. Das Potential des *Industrieerbes* wird durchaus für zukunftsgerichtete Debatten anerkannt, es stellt aber keinen bemerkenswerten Raum der Kollektivierung zur Verfügung. Seine Reste, die Zechentürme und Maschinenhallen sowie die städtische Topographie, tragen symbolische Bedeutung, werden aber vor allem individuell in Anspruch genommen.

Gemeinsames städtisches Agieren wird in den Interviews als Herausforderung geschildert. Die Verbreitung von Informationen und das Zusammenbringen von Menschen seien behäbige Prozeduren. Nur im direkten Austausch könnte Kontakt erreicht werden. Andere Kommunikations- und Aktivierungskanäle scheinen nicht zu greifen oder das Gemeinwesen nicht miteinander zu vernetzen. So wie die Kollektivität über situative Interaktionen hinaus nicht zugänglich ist, gelingt auch Mobilisierung nur im unmittelbaren Aufeinandertreffen – was angesichts der fehlenden Agora selten der Fall ist. Infolgedessen wird dem Kollektiv eine allgemeine Trägheit unterstellt, die Neuaushandlung verunmögliche. Darüber hinaus herrscht Unverständnis darüber, warum das wahrgenommene Potential der Stadt nicht umgesetzt wird. Es „verpufft“ (I6, Essen), es verläuft sich und verschwindet im fließenden Raum, ohne dass man einen Grund dafür ausmachen könnte.

„Das war mal so ein Ding, wo tatsächlich vom Strukturwandel her, was hätte passieren können. Hätte auch gut gepasst, also von wegen Kohle als Energieträger hin zur Sonne, wäre ein schöner Wandel gewesen, aber ich weiß nicht, warum es halt am Ende doch nicht gereicht hat.“ (I14, Gelsenkirchen).

Akteure der Stadtpolitik oder -entwicklung werden nur vereinzelt als Erklärung für die Starrheit mancher Verhältnisse hinzugezogen. Die meisten nehmen die Stadt hingegen hin, wie sie sich ihnen zeigt: Als geschichtsloser und unpolitischer Funktionsraum, „das Behältnis, die passive Lagerstätte für Produkte und Produktion“ (Lefebvre 2019, 195). Konkrete Wünsche für ihre Form, Struktur und ihr Angebot zu stellen, kommt ihnen vor diesem Hintergrund utopisch vor – geschweige denn, sie an Verantwortliche zu richten. Politisch ist, was in der Stadt zu sehen ist, die Stadt selbst ist kein politischer Gegenstand. Forderungen an sie wirken häufig so abwegig, dass ich den Befragten ihre urbanen Imaginationen regelrecht entlocken muss. Sie werden abgetan, als realitätsferne und private Träumerei – ungeachtet, ob es sich um den ÖPNV-Ausbau, die Belebung einer Einkaufsstraße oder ein weniger graues Stadtbild handelt.

Häufig ist diese Form der Resignation in die allgemeine Wahrnehmung eines Ist-Zustands, der allenfalls eine Entwicklungsrichtung anzeigt, eingebettet: „Man findet sich damit ab.“ (I16, Oberhausen). Die Stadt befindet sich im Schwinden, ihr geht etwas verloren und sie baut ab. Sich für sie einzusetzen oder sich gegen ihren Niedergang zu engagieren, scheint aussichtslos. Anstelle dessen wird die Relevanz des räumlichen und sozialen Nahumfelds betont und seine Qualität gegenüber dem Gesamtbild hochgehalten. Die, die es sich erlauben können, vergleichen sie mit den Optionen, die der Umzug in eine andere Stadt ihnen – hauptsächlich ihrem beruflichen Werdegang und ihrer Nachfolgegeneration – eröffnen könnte. Auch in diesem eher passiven Raumerleiden heben sich Gegenbewegungen ab, insofern Erweiterung oder Instandhaltung von Infrastruktur und Baubestand, aber auch aktivistische Aufwertungen wahrgenommen werden. Sie werden als vereinzelte Inseln gedeutet, die die umfassende Entwicklungsrichtung nicht umlenken können.

Unter denjenigen, die sich in der ein oder anderen Art an der Gestaltung des Städtischen beteiligen, herrscht eine zuversichtlichere Sicht auf die Stadtentwicklung.

„Aber wir haben auch genügend Möglichkeiten. Hinter der Zeche Karl ist riesig viel Platz. Da kann man also, man kann so viele Sachen hier machen, dass die Leute auch aufmerksam werden, auch junge Menschen aufmerksam werden.“ (I5, Essen).

Sie sind an der Aushandlung der Zukunft, also der Richtung, in die die sich Stadt neigt, involviert. Niemand erleidet oder erzeugt die Stadt nur, aktivere und passivere Assemblagen wechseln sich ab. Und dennoch lässt sich feststellen, dass die Befragten, die in Geschichts-, Stadtteil- oder Kreativvereinen aktiv sind, es eher wagen, die Zukunft beim Namen zu nennen. Das Diskutieren, wie und was die Stadt sein könnte, ist weniger absurd, es gehört dazu. Als Teilnehmer der Stadt sind sie befugt und gewillt mitzureden – indem sie mitmachen, statt ausschließlich zu konsumieren, zu nutzen und durchzurauschen. Ihre Wünsche sind weniger Utopie als Handlungsanleitung, sie streben danach, sie in ihrer Stadt zu realisieren.

Die Utopie ist ein Nicht-Ort – ihr Begriff geht auf das Altgriechische οὐ, nicht, und τόπος, Topos – zurück. In der Stadt soll die Vorstellung, die Differenz und die Möglichkeit keine Utopie sein, sie soll der Ort sein. Die Stadt mag seit jeher der Ort für Utopien sein, sie müssen aber noch von ihrer Virtualität befreit und gelebt, gemacht und geformt werden. Die Utopie des Individuums in der Stadt geht die Stadt an. Nicht nur sollte die Stadt das Wunschdenken gestatten, die Utopie sollte das Städtische machen. Die Befragten erleben ihre Stadt in hohem Maße individualisiert. Die Verwertung des Raums als eine Ressource ist die leitende Strategie; anderer Gebrauch wird eingeschränkt. Es gibt wenig Elemente und Orte, die das Stadtkollektiv in Erscheinung treten lassen. Sich zu treffen, gemeinsam zu planen und zu handeln ist nicht im alltäglichen individuellen Nutzen vorgesehen. Es fehlen Kanten, in die sich Aktivität ablegen, verfestigen und für andere ablesbar werden kann. Der öffentliche Raum gibt wenig Halt für das Kollektiv, aber er bietet dem Individuum Bewegung und Vielfalt. Die Orientierung und Ungebundenheit in seiner netzartigen Fragmentierung ermächtigen den Einzelnen, den Raum

nach seinem Bedürfnis zu ordnen, die Netze weiterzuspinnen. Wenn nicht anders gewollt, kann er Fragen, Konflikte und Angebote des Kollektivs umgehen. Aber wenn er das Kollektiv braucht, wenn er gesehen und gehört werden will, ist es ihm nicht unmittelbar verfügbar. Die Stadt als Möglichkeit, das Fest, die Sozialität muss sich erst mühsam erschlossen werden. In den Stadtbildern der Befragten taucht sie als Lebensraum auf, nicht aber als geteilter Raum einer Gemeinschaft. Für Teilnahme und Mitgestaltung muss erstmal geklärt werden wo.

5. FAZIT

Sich in einer Forschung einem Gegenstand anzunehmen, dessen Existenz man – wenn auch aus gutem Grund – bezweifelt, ist eine Herausforderung. Ohne fixe Grenze, Narrativ und Begriff die Verschiedenheiten des Städtischen nicht nur zu untersuchen, sondern auch auf Fragen der Stadt rückzubeziehen grenzt an Unsinn. Ob so ein Forschungsdesign weniger unsinnig ist als eines, das die Stadt auf eine epistemologische Dimension und eine ontologische Wirkweise reduziert, kann in dieser Arbeit nicht mehr geklärt werden. Die Kämpfe um die Stadt, die weltweit anhalten, geben guten Grund, sie als gemeinschaftliches Projekt nicht abzuschaffen, sie nicht in die etlichen Kleinteile zerfallen zu lassen, die sich in ihr gegeneinander aufbringen, sondern nach ihrem lokal verwirklichtbaren Potential zu suchen. Städte sind nicht für alle geplant, sie sind nicht für alle da. So wie sie jedoch immer schon Abbild ausgrenzender Einheits- und Vollkommenheitsideale waren, waren sie auch immer schon aufmüpfige Schwellenwesen – fähig, ihre Grenzen und Bestimmungen zu sabotieren. Cyborgs sind nicht nur Vorboten von Veränderung, sie tragen die Veränderung, den Widerstand in sich. Inwiefern aber ist dieses mächtige Potential in den Wirklichkeiten der Peripherie erlebbar und erreichbar?

Der Raum des Ruhrgebiets, übriggebliebenes Städtenetzwerk einer niedergegangenen Altindustrie, lässt sich nicht mithilfe des herkömmlichen, der Alten und Einen Stadt entsprechenden, Bildes ordnen. Es sind die Frakturen, die jeden Zusammenhang brechen und beginnen, die Beweglichkeit der eigenen Position und die Verortung im rurbanen Spektrum, anhand derer sich die Stadtbilder aufspannen. Ergänzt werden diese maßgeblichen Eckpunkte mit solchen der individuellen Deutungen, Routen und Nutzungen der Stadt. Sie erscheint in erster Linie als ein Gewebe an nützlichen Orten und Wegen, von denen man Gebrauch machen kann. Prägende Interaktion ist vielerorts gehemmt, so dass ihr Raum fließend und glatt erfahren wird. Er wird durchlaufen, ohne erlebt zu werden. Umso markanter sind die Kerben, die sich ihm durch Verweis, Erinnerung, Ästhetik oder Begegnung einschreiben. Wo Verbindungen über den Moment, über das Individuum und über die Verwertung hinaus möglich sind, wird aus der bloßen Wahrnehmung aktive Mitgestaltung, werden Knoten des städtischen Netzwerks miteinander verknüpft. Das Herstellen von Verbindungen kann kollektivierender, schöpferischer, nostalgischer oder individualistischer Art sein, es ist in jedem Fall eine produktive Beteiligung an der Stadt. Indem ihr Netz nicht nur genutzt, sondern verändert wird, wird an ihr teilgenommen: Man trifft aufeinander, man vermittelt, man verleiht Bedeutung, man drückt sich

aus; man wird wirksam. Diese Form der Aktivität leitet sich in den erhobenen Stadtbildern des nördlichen Ruhrgebiets wenig ab. Sie ist eher Ausnahme als Regel, im alltäglichen Raumerzeugen ist sie abwesend. Die Chance auf Teilhabe ist kein übliches Merkmal der städtischen Interaktion, sie muss errungen werden. In verfallenden, verarmten Bereichen liegt selbst die Interaktion lahm, so dass von Mobilisierung erst gar nicht die Rede sein kann. Hier schlägt ihr Potential ins Gegenteil um. Anstelle von aktivierender Partizipation tritt lähmende Distanzierung, nicht nur bringt man sich nicht ein, auch zieht man sich aktiv zurück.

Die Stadt zeigt sich für die Befragten die meiste Zeit und an den meisten Orten als Gefäß für das Leben und die Möglichkeit des Einzelnen. Sehr viel seltener zeigt sie sich als geteiltes Werk, an dem der Einzelne zusammen mit anderen Städtern werkelt. Somit ist auch die Möglichkeit von Veränderung, von Differenz und Dynamik nicht verfügbar. Ist die Stadt anwesend, wird sie erlebt, realisiert und kollektiv gemacht, entfaltet sich ihre Tragweite: Sie kann Gemeinschaft, Handlung, Widerstand, Schönheit und Zukunft entfachen. In den untersuchten Erfahrungen verharrt die Interaktion aber in der Trägheit des Moments. Der beschriebene Stadtraum ist durch etliche Brüche, die mancherorts zu Gräben werden, gespalten. Die Segregation ist in einem Ausmaß fortgeschritten, dass ein Zusammengehörigkeitsgefühl jenseits des eigenen Viertels und des unmittelbaren Austauschs undenkbar ist. Zusätzlich ist die erzählte Geschichte des Arbeiters mit seinem Häuschen, seinem Fußball und seinen Kumpeln als Identifikationsangebot und Zugehörigkeitsmodell angesichts seiner Exklusivität unzulänglich. Die anhaltende Ruinierung ganzer Stadtteile, ihres Baubestands, ihrer sozialen Netzwerke und ihrer Leben, erschwert die Herstellung von Verbundenheit zum Ort und seinen Personen weiterhin. Es mangelt an Orten, an denen man sich in Gemeinschaft aufhält, an denen man auf andere trifft, an denen man die gleichzeitige Verschiedenheit der Stadt erleben könnte. Verstärkt wird die Individualisierung durch die Erfahrung der omnipotenten Beweglichkeit, die davon befreit, sich auf einen Knotenpunkt verlassen und einlassen zu müssen. Fehlt etwas, wird man gestört oder hat man genug davon, kann man weg, man kann woanders hin. Der Raum hat kaum einen anderen Wert als seinen Nutzen, insbesondere keinen geteilten. Teilhabe und Sichtbarkeit im Gemeinwesen sichert er nicht zu und auch gibt es wenige Orte, die über ihre Form und Funktion hinaus wohin verweisen. Symbolische, schöne, repräsentative Ecken sind rar und als persönlich geltend begriffen. Die Stadt erschöpft sich in dem, was sie für den Einzelnen leisten kann. Kollektivität ist sporadisch und außergewöhnlich, Teilhabe mühselig und Perspektiven werden versperrt – auf Alternativen, auf andere Zukünfte und anderes Zusammenleben. Zeigt die Stadt nirgends hin, ist man geneigt, ihrem Kurs zu folgen und schaut auf sich selbst. Ist Bewegung zwar wesentlich für die Rauman eignung, betrifft sie fast ausschließlich die Veränderung der eigenen Position: Man selbst ist flexibel und mobil, nicht aber der Zusammenhang, in dem man sich bewegt. Die Veränderlichkeit des Netzes liegt außer Reichweite. Dass man sie gemeinsam aushandeln, dass man an der Stadt, die einen umgibt, rütteln

könnte, erscheint widersinnig. Die städtische Zukunft ist kaum Gegenstand von Imagination. Wird eine Vision formuliert, artikuliert sie sich eher als Träumerei des Einzelnen denn als Forderung an die gemeinsame Stadt. Die Stadt ist keine kollektive Handlung und obendrein stellt sie sich kollektiver Handlung in den Weg.

Das Potential der Stadt, Grenzen zum Einsturz zu bringen oder sie zumindest zu verschieben, lässt sich im Ruhrgebiet nur schwerlich ausschöpfen. Diejenigen, die sich organisieren, die kritisieren, die sich an ihrer Gestaltung beteiligen, müssen sich mit lauter Hindernissen herumschlagen. Wenn auch es wegen der eingenommenen Assemblageperspektive so wirken mag, hat die Trägheit der Interaktionen Gründe. Städte verfallen nicht, Menschen verarmen nicht, Hindernisse gibt es nicht ohne Grund. Dass motorisierter Individualverkehr unumgänglich, städtischer Raum in privater Hand, oder Natur als Ausgleich zu Lärm und Dreck notwendig, ist nicht willkürlich. Die Konzeptualisierung des Städtischen als netzhafte Assemblage hat dafür gesorgt, dass mein analytischer Blick auf die Stadt weitestgehend von dem der Befragten navigiert wurde. So blieben Akteure, die nicht in den Stadtbildern vorkommen, auch in ihrer Rekonstruktion unentdeckt und die Stadtbilder sind anfällig dafür, beliebig zu erscheinen, sich völlig aus der situativen Handlungsmacht ergebend. Diese Schwachstelle des gewählten Zugangs zur Stadt ist der Preis, den Assemblage und Netzwerk für ihre Offenheit zahlen: Diverse Teilnehmer und Verbindungen werden sichtbar, wohingegen Machtgefälle und Hierarchien unter ihnen ungesehen bleiben. Die Lücke, die der Fokus auf flüchtige Interaktion hinterlässt, könnte mit weiterführender lokalspezifischer Erforschung der städtischen Verwaltung und Planung, ihres Handlungsvermögens in Anbetracht von Machtpluralisierung, sowie des Zusammenhangs der politischen Stadt mit der erlebten Stadt geschlossen werden. Obwohl sich städtische Assemblagen aus miteinander agierenden Akteuren zusammensetzen, ist Handlungsmacht kein frei verfügbares Gut. Der Handlungsspielraum, in dem der Einzelne seine Stadt anordnet, ist endlich. Inwiefern bauliche, ökonomische, politische und diskursive Faktoren seine Grenzen verantworten, kann diese Untersuchung nicht zur Genüge besprechen. Detaillierte Einsicht in die Wirkweise und Wirkkraft der beteiligten Akteure an der Assemblage könnten durch Auswertung der durchgeführten Ortsbegehungen sowie durch zusätzliche Feldforschung gewonnen werden. Daraus ließen sich erforderliche Parameter der Soziomaterialität dafür, dass ein Ort überhaupt zu einem kollektiv bedeutsamen werden kann, schließen und konkrete Anforderungen an Planung, Bau und Verwaltung der Städte formulieren. Ist der Einsatz des Assemblierens als – teilweise unscharfe – Prämisse für die explorative Analyse dieser Arbeit zwar gerechtfertigt, müssten in einem nächsten Schritt die Mechanismen ihrer Ermächtigung hinterfragt werden. Das wäre die Frage nach der Verteilung der Macht im Netzwerk der Stadt – insbesondere in Abhängigkeit zur befragten Position in Herrschaftsverhältnissen des Geschlechts, der Klasse, des Alters und der Herkunft –, die hier ausgeklammert wurde.

Diese Arbeit argumentiert, dass feministische Erforschung der ungerechten Stadt sich nicht mit der technokratischen Vermessung als Ressource, Lebensraum oder Produktionssystem zufriedengeben soll. Sie muss die Kämpfe um die mächtige Idee, Institution, Konstruktion und Räumlichkeit der gemeinsamen Stadt behandeln. So kann eingeschätzt werden, was in ihnen zur Debatte steht, was sich in der Stadt verändern kann – potentiell. Dazu werden neo-materialistische Ansätze vorgeschlagen. Sie sind bereit, das Bekannte der Stadt aufzugeben und den Blick der Stadtforschung für Widerstände zu öffnen. Ihre Anwendung hat zur Konsequenz, dass die durchgeführte Untersuchung sich nicht auf epistemologische, ontologische und methodische Bestimmungen der Stadt – was ihr Raum ist, wer an ihr teilnimmt, was man über sie wissen kann und wie man sie planen kann – verlässt. Diese explorative und offene Ausrichtung betrifft nicht allein die gewählten Begriffe der Assemblage oder das methodische Vorgehen. Sie betrifft die Stadt, wie sie sein könnte, wenn sie nicht bestimmt, nicht gehemmt würde: Es sind die Grenzen, die die Cyborg festhalten sollen, die exploriert, untersucht werden – mit dem Zweck, sie hinter uns zu lassen. Feministischer Auseinandersetzung soll es um die Stadt gehen, um das umkämpfte Potential zu Teilhabe, zu Handlung, zu Öffentlichkeit und Zukunft – nicht um die mythische, romantische Suche nach dem herrschaftsförmigen Ideal der Vergangenheit oder dem inszenierten Spektakel der Gegenwart. Besser gucken wir also dahin, wo sie sich versteckt; da, wo man meinen könnte, sie sei abwesend, nur auf Bildschirmen beobachtbar: An ihrem Rand, an den verschwommenen Peripherien ihres Scheins, in den Brüchen und in den Lücken ihrer Einheit. Was ist sie in ihrem Rest und auf ihren Ruinen; was braucht es, damit das Städtische im Ruhrgebiet sich für Partizipation, Konflikt und Entwurf öffnet? Die beschriebenen Städte geben den Blick auch auf die Stellen und Muster frei, durch die Stadt, die kollektive Transformation ist, gemacht wird. Sie sind die Keimzellen, an denen es anzusetzen gilt, um das Potential der Stadt in seinem vielen Städtischen real werden zu lassen. Die fließende, teils fehlende, Form und Struktur des Raumes lässt die Form und Struktur des Sozialen in ihm hervortreten. Sie sind das Wesentliche; ausgehend von einer *Mentalität* wird eine integrative Zugehörigkeit konstruiert. Sie ruft nicht nur wirksam Identifikation, sondern auch ein Bekenntnis hervor: Zusammenhalt ist als Offenheit verstanden, ohne sie verfliegt, was sich Ruhrgebiet nennt. Grenzen können in der Offenheit zweitrangig werden, in ihr verblassen auch Ödnis und Banalität. Die Strukturlosigkeit der Stadt des Ruhrgebiets, die Abwesenheit ihrer Einheit, lässt aus Natur, Mensch, Maschine und Stadt ein Ineinander werden, das, ohne auseinanderdividiert werden zu müssen, auskommt. Wenn, ergibt sich Sinn aus seinem Chaos, nicht aber aus seinen Grenzen. Das tritt etwa bei der billigen Hinnahme der völligen Grenzenlosigkeit zwischen natürlichem und städtischem Raums zutage, die bis zur Wertschätzung reicht: Die Natur ist die Stadt, wo der Stadt die Form fehlt, macht die Natur sie; sie zu trennen wäre obsolet. Die Offenheit ist Erfordernis, sie ist Ordnung und sie ist, was eint. Ohne sie würde der Mangel an Grenzen, im Außen und im Innen, nicht als eine Korrelation

zu lesen sein. Was er aber ist – der offene Raum ist Kondition der Ortsungebundenheit und Bewegung, aus denen der eigene Möglichkeitsraum erstellt wird. In der Außerordentlichkeit stehen Ordnung, Zentrum und Klarheit nicht zur Verfügung. Es wird mit dem gearbeitet, was es gibt. Das ist fatal, wenn nichts da ist oder sich nichts genommen werden kann. Werden indes andere als hierarchische, ausgrenzende, harmonisierende Strukturen und Formen – zum Beispiel offene – geschaffen, gilt es, sich zu wappnen. Sie sind die Cyborgs, durch die sich gemeinsame, gerechtere Stadt vorstellen lassen – in der Praxis, nicht in der Fiktion.

6. LITERATURVERZEICHNIS

- AG Arch Ruhrgebiet, Hrsg. 1990. *Bauen im semantischen Raum: Ein Beitrag zur Differenzierung von Moderne und Postmoderne in der Architektur*. Aachen: Rader Publikationen.
- Altrock, Uwe. 2024. „Kassel: Das Ringen um die Weiterentwicklung der wiederaufgebauten Stadt als Ausgangspunkt für baukulturelles Handeln.“ In *Symbolische Orte machen: Ein Potenzial der Stadtentwicklung*, herausgegeben von Sonja Broy und Thomas Kuder, 92–115. Berlin/ Boston: jovis.
- Amir, Fahim und Christina Linortner. 2013. „Die Verstädterung der Arten.“ *dérive* 51: 4–7.
- Anzaldúa, Gloria. 1999 [1987]. *Borderlands/ La Frontera: The New Mestiza*. San Francisco: Aunt Lute.
- Aufhauser, Elisabeth, Ursula Bauer und Bettina Stangl. 1991. „„Das Doppelte Lottchen‘ oder Frauen arbeiten mehr.“ In *Wem gehört der öffentliche Raum: Frauenalltag in der Stadt*, herausgegeben von Eva Kail, 15–27. Kulturstudien: Sonderband 12. Wien u.a.: Böhlau.
- Augé, Marc. 2000. „Orte und Nicht-Orte der Stadt.“ In *Stadt und Kommunikation im digitalen Zeitalter*, herausgegeben von Helmut Bott, Christoph Hubig, Franz Pesch und Gerhart Schröder, 177–87. Frankfurt/ New York: Campus.
- . 2013 [1991]. „Nicht-Orte (1991).“ In *Texte zur Theorie des Raums*, herausgegeben von Stephan Günzel, 94–98. Stuttgart: Reclam.
- Bain, Alison L. 2003. „White western teenage girls and urban space: Challenging Hollywood’s representations.“ *Gender, Place and Culture* 10 (3): 197–213.
- Bauer, Lea und Eva Nöthen. 2021. „Geographisch-künstlerische Stadtforschung: Ein Dreischritt-Verfahren zur Erschließung der Vielheit sozialräumlichen Wissens.“ *sub|urban. zeitschrift für kritische stadtforschung* 9 (3/4): 169–90.
- Baumbusch, Petra, Rosemarie Ring und Ida Schillen. 1998. „Neue Wege – Neue Ziele: Positionen feministischer Planung.“ In *Neue Wege – neue Ziele: Positionen feministischer Planung*, herausgegeben von FOPA. Frei-Räume 10. Bielefeld: Kleine.
- Becher, Bernd und Hilla Becher. 1994. *Industriephotoographie: Im Spiegel der Tradition*. Herausgegeben von Monika Steinhauser, Kai-Uwe Hemken und Kunsthistorisches Institut der Ruhr-Universität Bochum. Düsseldorf: Richter Verlag.
- Becker, Heidede. 1985. „Wohnungs- und sozialpolitische Krisenbewältigung: Zurück zu den alten Leitbildern?“ In *Verbaute Räume: Auswirkungen von Architektur und Stadtplanung auf das Leben von Frauen*, herausgegeben von Kerstin Dörhöfer und Ulla Terlinden, 64–77. Köln: Pahl-Rugenstein.
- Becker, Ruth. 2010. „Raum: Feministische Kritik an Stadt und Raum.“ In *Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung: Theorie, Methoden, Empirie*, herausgegeben von Ruth Becker und Beate Kortendiek, 806–19. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Berger, Stefan. 2021. „Vom Nutzen und Nachteil der Nostalgie. Das Kulturerbe der Deindustrialisierung im globalen Vergleich.“ *Zeithistorische Forschungen/ Studies in Contemporary History* 1 (18): 93–121.

- Berger, Stefan und Paul Pickering. 2018. „Regions of heavy industry and their heritage – between identity politics and ‚touristification‘: Where to next.“ In *Industrial Heritage and Regional Identities*, herausgegeben von Christian Wicke, Stefan Berger und Jana Golombek, 214–35. London: Routledge.
- Bernet, Tobias, Peter Bescherer, Kristine Beurskens, Robert Feustel und Boris Michel. 2019. „Stadt von rechts? Eine Einleitung.“ *sub\urban. zeitschrift für kritische stadtforschung* 7 (1/2): 7–22.
- Birkholz, Sina. 2021. „‚Patriarchy written in stone‘: Ein Überblick der Forschung zu Gender und Raum im 21. Jahrhundert.“ *Working Paper SFB 1265*, Nr. 6.
- Bode, Volker. 1995. „Kriegszerstörungen 1939–1945 in Städten der Bundesrepublik Deutschland: Inhalt und Probleme bei der Erstellung einer thematischen Karte (mit farbiger Kartenbeilage).“ *Europa Regional* 3 (3): 9–20.
- Bourdieu, Pierre, Hrsg. 2010. „Ortseffekte.“ In *Das Elend der Welt*, 117–23. Konstanz: UKV.
- Broy, Sonja. 2024a. „Die Turmuhr schlägt wieder – Partizipation und Integration am Hauptbahnhof Oberhausen.“ In *Symbolische Orte machen: Ein Potenzial der Stadtentwicklung*, herausgegeben von Sonja Broy und Thomas Kuder, 30–40. Berlin/ Boston: jovis.
- . 2024b. „Lessons Learned: Symbolische Orte gestalten.“ In *Symbolische Orte machen: Ein Potenzial der Stadtentwicklung*, herausgegeben von Sonja Broy und Thomas Kuder, 232–50. Berlin/ Boston: jovis.
- Brüggemeier, Franz-Josef. 2018. „Das Zeitalter der Kohle: Eine europäische Geschichte.“ In *Das Zeitalter der Kohle: Eine europäische Geschichte*. Kat. Ausst. Ruhr Museum und Deutsches Bergbau-Museum, Kokerei Zollverein 2018, herausgegeben von Franz-Josef Brüggemeier, Michael Farrenkopf und Heinrich Theodor Grütter, 17–25. Essen: Klartext.
- Bundesagentur für Arbeit Statistik. 2025. *Arbeitsmarkt im Überblick – Monatsbericht Januar 2025*. Zugriffen 23. Februar 2025. <https://statistik.arbeitsagentur.de/DE/Navigation/Statistiken/Statistiken-nach-Regionen/Politische-Gebietsstruktur-Nav.html>.
- Butler, Judith. 2022 [1990]. „Bodily Inscriptions, Performative Subversions.“ In *Feminist Theory and the Body*, 416–22. Edinburgh: University Press.
- Coleman, Rebecca, Tara Page und Helen Palmer. 2019. „Feminist New Materialist Practice: The Mattering of Methods.“ *MAI: Feminism & Visual Culture*. <https://maifeminism.com/feminist-new-materialisms-the-mattering-of-methods-editors-note/>.
- Croon, Helmuth und Kurt Utermann. 1958. *Zeche und Gemeinde: Untersuchungen über den Strukturwandel einer Zechengemeinde im nördlichen Ruhrgebiet*. Opladen: Leske + Budrich.
- Davy, Benjamin. 2004. *Die Neunte Stadt: Wilde Grenzen und Städtereion Ruhr 2030*. Wuppertal: Müller + Busmann.
- Deleuze, Gilles und Félix Guattari. 2005. *Kapitalismus und Schizophrenie 2: Tausend Plateaus*. Herausgegeben von Günther Rösch. Berlin: Merve.

- Derichs-Kunstmann, Karin. 2022. „Arbeiterinnenleben im Ruhrgebiet in der Nachkriegszeit.“ *frauen/ruhr/geschichte*. <https://www.frauenruhrgeschichte.de/biografien/arbeiterinnenleben-im-ruhrgebiet-in-der-nachkriegszeit/>.
- Dörfler, Ketajun. 1991. „„Raum für die eigenen Füße“? – Spurensuche.“ In *Wem gehört der öffentliche Raum: Frauenalltag in der Stadt*, herausgegeben von Eva Kail, 151–55. Kulturstudien: Sonderband 12. Wien u.a.: Böhlau.
- Dörhöfer, Kerstin. 1990 [1986]. „Frauenhaus und Herrensitz: Ergebnisse aus Architektur und Städtebau.“ In *Wie männlich ist die Wissenschaft?*, herausgegeben von Karin Hausen und Helga Nowotny, 255–78. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Dörhöfer, Kerstin und Ulla Terlinden, Hrsg. 1985a. „Einleitende Bemerkungen.“ In *Verbaute Räume: Auswirkungen von Architektur und Stadtplanung auf das Leben von Frauen*, 7–9. Köln: Pahl-Rugenstein.
- , Hrsg. 1985b. „Zur Diskussion: Einige Vorschläge für eine frauenfreundliche Umweltgestaltung.“ In *Verbaute Räume: Auswirkungen von Architektur und Stadtplanung auf das Leben von Frauen*, 44–50. Köln: Pahl-Rugenstein.
- . 1998. „Ein Fauxpas mit Folgen: Rückschau und Ausblick auf feministische Positionen in Stadtforschung und Planung.“ In *Neue Wege – neue Ziele: Positionen feministischer Planung*, herausgegeben von FOPA, 25–43. Frei-Räume 10. Bielefeld: Kleine.
- Eckardt, Frank. 2014. *Stadtforschung: Gegenstand und Methoden*. Wiesbaden: Springer Fachmedien.
- . 2018. „Rurbanität als Sozialraum: Jugendliche in der Thüringer Peripherie und die Verhandlung eines urbanen Lebensstils.“ In *RURBANE LANDSCHAFTEN: Perspektiven des Ruralen in einer urbanisierten Welt*, herausgegeben von Sigrun Langner und Maria Frölich-Kulik, 189–202. Bielefeld: transcript.
- . 2019. „Urban decline: Potential explanations and their political implications.“ In *Workers, Football, Neighbourhood: Schalke between Tradition and Re-Invention*, herausgegeben von Bauhaus-Universität Weimar, 5–11.
- . 2021. „Die Stadt als Assemblage: Neue Perspektiven für die Stadtplanung durch die Actor-Network- Theorie?“ *Zeitschrift für Praktische Philosophie* 8 (1): 363–84.
- Edensor, Tim und Mark Jayne. 2011. *Urban Theory Beyond the West: A World of Cities*. London/ New York: Taylor & Francis.
- Ehalt, Hubert Ch. 1991. „Öffentlichkeit, Privatheit, Intimität: Zur Dynamik von Begrifflichkeit und gesellschaftlicher Wirklichkeit.“ In *Wem gehört der öffentliche Raum: Frauenalltag in der Stadt*, herausgegeben von Eva Kail, 161–66. Kulturstudien: Sonderband 12. Wien u.a.: Böhlau.
- Engels, Friedrich. 1845. *Die Lage der arbeitenden Klasse in England: Nach eigener Anschauung und authentischen Quellen*. Leipzig: Otto Wigand.
- Ernst, Thomas. o. J. „Netzstadt Ruhr: Das Ruhrgebiet als Rhizom.“ *Urbane Künste Ruhr Magazin* 1.

- Färber, Alexa. 2014. „Potenziale freisetzen: Akteur-Netzwerk-Theorie und Assemblageforschung in der interdisziplinären kritischen Stadtforschung.“ *sub\urban. zeitschrift für kritische stadtforschung* 2 (1): 95–103.
- Flos, Birgit. 1991. „Straßenfrauen.“ In *Wem gehört der öffentliche Raum: Frauenalltag in der Stadt*, herausgegeben von Eva Kail, 167–70. Kulturstudien: Sonderband 12. Wien u.a.: Böhlau.
- Foran, Clare. 2013. „How to Design a City for Women. A fascinating experiment.“ *Bloomberg Citylab*, 16. September. <https://www.bloomberg.com/news/articles/2013-09-16/how-to-design-a-city-for-women>.
- Frey, Katia und Eliana Perotti. 2015. *Theoretikerinnen des Städtebaus: Texte und Projekte für die Stadt*. Theoretikerinnen des Städtebaus 1. Berlin: Reimer.
- Goch, Stefan. 2021. „Was erzählen eigentlich Historiker und Sozialwissenschaftler über den Ruhrbergbau?“ In *Leben in der Arbeitslandschaft*, herausgegeben von Arnold Maxwill, 39–53. Literatur und Ökonomie 3. Paderborn: Brill Fink.
- Grinat, Dennis. 2018a. „Alltag.“ In *Das Zeitalter der Kohle: Eine europäische Geschichte*. Kat. Ausst. Ruhr Museum und Deutsches Bergbau-Museum, Kokerei Zollverein 2018, herausgegeben von Franz-Josef Brüggemeier, Michael Farrenkopf und Heinrich Theodor Grütter, 189–97. Essen: Klartext.
- . 2018b. „Wiederaufbau.“ In *Das Zeitalter der Kohle: Eine europäische Geschichte*. Kat. Ausst. Ruhr Museum und Deutsches Bergbau-Museum, Kokerei Zollverein 2018, herausgegeben von Franz-Josef Brüggemeier, Michael Farrenkopf und Heinrich Theodor Grütter, 223–31. Essen: Klartext.
- Grütter, Heinrich Theodor. 2018. „Höhepunkt und Abschied.“ In *Das Zeitalter der Kohle: Eine europäische Geschichte*. Kat. Ausst. Ruhr Museum und Deutsches Bergbau-Museum, Kokerei Zollverein 2018, herausgegeben von Franz-Josef Brüggemeier, Michael Farrenkopf und Heinrich Theodor Grütter, 210–11. Essen: Klartext.
- Hammer, Carmen und Immanuel Stieß, Hrsg. 1995. Einleitung zu *Die Neuerfindung der Natur: Primaten, Cyborgs und Frauen*, von Donna Haraway, 9–31. Frankfurt u.a.: Campus.
- Haraway, Donna. 1995. *Die Neuerfindung der Natur: Primaten, Cyborgs und Frauen*. Herausgegeben von Carmen Hammer und Immanuel Stieß. Frankfurt u.a.: Campus.
- . 2007 [1985]. „Ein Manifest für Cyborgs. Feminismus im Streit mit den Technowissenschaften (1985).“ In *Cultural Studies*, herausgegeben von Karin Bruns und Ramón Reichert, 238–77. Bielefeld: transcript.
- Häußermann, Hartmut. 1993. „Die Politik der Festivalisierung und die Festivalisierung der Politik: Große Ereignisse in der Stadtpolitik.“ Herausgegeben von Walter Siebel und Hartmut Häußermann. *LEVIATHAN Zeitschrift für Sozialwissenschaft*, Festivalisierung der Stadtpolitik: Stadtentwicklung durch große Projekte, Sonderheft 13: 7–31.
- . 1994. „Das Erkenntnisinteresse von Gemeindestudien. Zur De- und Rethematisierung lokaler und regionaler Kultur.“ In *Systemrationalität und Partialinteresse: Festschrift für*

- Renate Mayntz, herausgegeben von Hans-Ulrich Derlien, Uta Gerhardt und Fritz W. Scharpf, 223–45. Baden-Baden: Nomos.
- Hayden, Dolores. 1981. „Wie könnte eine nicht-sexistische Stadt aussehen? Überlegungen zum Wohnen, zur städtischen Umwelt und zur menschlichen Arbeit.“ *sub\urban. zeitschrift für kritische stadtforschung* 5 (3): 69–86.
- . 2002 [1984]. *Redesigning the American Dream: The Future of Housing, Work, and Family Life*. New York u.a.: Norton.
- Helbig, Marcel. 2023a. „Hinter den Fassaden: Zur Ungleichverteilung von Armut, Reichtum, Bildung und Ethnie in den deutschen Städten.“ *Discussion Paper P 2023-003*. Wissenschaftszentrum Berlin für Sozialforschung.
- . 2023b. „Kleinräumige Ungleichheiten in den deutschen Städten.“ Daten zur Publikation *Hinter den Fassaden: Zur Ungleichverteilung von Armut, Reichtum, Bildung und Ethnie in den deutschen Städten*, von Marcel Helbig. *WZB Discussion Paper P 2023-003*.
- IT.NRW, Statistik und IT-Dienstleistungen. 2024. *NRW: 3,3 Millionen Menschen waren 2023 armutsgefährdet*. Zugriffen 23. Februar 2025. <https://www.it.nrw/armutsgefaehrung-in-nrw>.
- Jagger, Gill. 2015. „The New Materialism and Sexual Difference.“ *Signs* 40 (2): 321–42.
- Jasper, Karl und Carola Scholz. 2008. „Stadtentwicklung in der Städtereion Ruhr.“ *Informationen zur Raumentwicklung* 9 (10): 627–37.
- Jessen, Johann und Stefan Siedentop. 2018. „Stadtforschung.“ In *Handwörterbuch der Stadt- und Raumentwicklung*, herausgegeben von Akademie für Raumforschung und Landesplanung, 2465–76. Hannover: Akademie für Raumforschung und Landesplanung (ARL).
- Johnson, Luise. 2012. „Feminist Geography 30 Years on: They Came, They Saw But Did They Conquer?“ *Geographical Research* 50 (4): 345–55.
- Kail, Eva, Hrsg. 1991a. „Ist der Zeitgeist männlich?“ In *Wem gehört der öffentliche Raum: Frauenalltag in der Stadt*, 177–80. Kulturstudien: Sonderband 12. Wien u.a.: Böhlau.
- , Hrsg. 1991b. Vorwort zu *Wem gehört der öffentliche Raum: Frauenalltag in der Stadt*, 7–8. Kulturstudien: Sonderband 12. Wien u.a.: Böhlau.
- , Hrsg. 1991c. *Wem gehört der öffentliche Raum: Frauenalltag in der Stadt*. Kulturstudien: Sonderband 12. Wien u.a.: Böhlau.
- . 1991d. „Zum Phänomen der Verdrängung.“ In *Wem gehört der öffentliche Raum: Frauenalltag in der Stadt*, herausgegeben von Eva Kail, 77–78. Kulturstudien: Sonderband 12. Wien u.a.: Böhlau.
- Kemper, Jan und Anne Vogelpohl. 2013. „Zur Konzeption kritischer Stadtforschung. Ansätze jenseits einer Eigenlogik der Städte.“ *sub\urban. zeitschrift für kritische stadtforschung* 1 (1): 7–30.
- Kern, Leslie. 2020. *Feminist City*. Münster: UNRAST.

- King, Katie. 1985. „The Situation of Lesbianism as Feminism’s Magical Sign: Contests for Meaning and the U.S. Women’s Movement, 1968–1972.“ *Feminist Critiques of Popular Culture*, Sonderausgabe von *Communication* 9: 65–91.
- Klute, Jürgen. 2019. *Strukturwandel und Industriepolitik im Ruhrgebiet: Ein historischer Überblick*. Herausgegeben von Rosa-Luxemburg-Stiftung.
- Knoflacher, Hermann. 1991. „Aus den Bäumen, ihr Affen!“ In *Wem gehört der öffentliche Raum: Frauenalltag in der Stadt*, herausgegeben von Eva Kail, 49–58. Kulturstudien: Sonderband 12. Wien u.a.: Böhlau.
- Kuder, Thomas. 2024. „Symbolische Orte machen – ein Potenzial der Stadtentwicklung.“ In *Symbolische Orte machen: Ein Potenzial der Stadtentwicklung*, herausgegeben von Sonja Broy und Thomas Kuder, 18–29. Berlin/ Boston: jovis.
- Küppers-Braun, Ute. 2002. *Macht in Frauenhand: 1000 Jahre Herrschaft adeliger Frauen in Essen*. Essen: Klartext.
- Latour, Bruno. 2018 [1991]. *Wir sind nie modern gewesen: Versuch einer symmetrischen Anthropologie*. Berlin/Boston: De Gruyter.
- Lefebvre, Henri. 2019 [1968]. *Das Recht auf Stadt*. Hamburg: Edition Nautilus.
- Lindner, Rolf. 2004. *Walks on the Wild Side: Eine Geschichte der Stadtforschung*. Frankfurt: Campus.
- Lindner, Rolf und Heinrich Th. Breuer. 1979. *Sind doch nicht alles Beckenbauers: Zur Sozialgeschichte des Fußballs im Ruhrgebiet*. Frankfurt am Main: Syndikat.
- Lorde, Audre. 1984. „Age, Race, Class and Sex: Women Redefining Difference.“ In *Sister Outsider: Essays and Speeches*, 114–23. Trumansburg/ New York: Crossing.
- Löw, Martina. 2012. *Soziologie der Städte*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Lücke, Martin. 2010. „Von der gefährlichen Arbeit unter Tage: Männer- und geschlechtergeschichtliche Perspektiven einer Geschichte des Ruhrgebiets.“ *frauen/ruhr/geschichte*. https://www.frauenruhrgeschichte.de/frg_wiss_texte/von-der-gefaehrlichen-arbeit-unter-tage-maenner-und-geschlechtergeschichtliche-perspektiven-einer-geschichte-des-ruhr-gebiets/.
- Lynch, Kevin. 1990. *Image of the city*. Cambridge/ London: The M.I.T. Press.
- . 2013. „Das Stadtbild und seine Elemente (1960).“ In *Texte zur Theorie des Raums*, herausgegeben von Stephan Günzel, 147–50. Stuttgart: Reclam.
- MacGregor, Sherilyn. 1995. „Deconstructing the Man Made City.“ In *Change of Plans: Towards a Non-Sexist Sustainable City*, herausgegeben von Margrit Eichler, 25–49. Toronto: Garamond Press.
- Mäckler, Christoph. 2017. „Über die Ästhetik der Städte – Essay.“ *APuZ* 48.
- Massey, Doreen. 1994. *Space, place and gender*. Minneapolis: University of Minnesota Press.
- Maxwill, Arnold. 2021. „Arbeitslandschaft Ruhr.“ In *Leben in der Arbeitslandschaft*, herausgegeben von Arnold Maxwill, 1–36. Literatur und Ökonomie 3. Paderborn: Brill Fink.

- Mayrhofer, Rita, Rupert Doblhammer, Susanne Staller und Thomas Palfinger. 1991. „Vom Lebensraum zum Überlebensraum.“ In *Wem gehört der öffentliche Raum: Frauenalltag in der Stadt*, herausgegeben von Eva Kail, 65–66. Kulturstudien: Sonderband 12. Wien u.a.: Böhlau.
- Mitchell, Don. 2003. *The Right to the City: Social Justice and the Fight for Public Space*. New York: Guilford Press.
- Mohanty, Chandra Talpade. 2003. „Sisterhood, Coalition and the Politics of Experience.“ In *Feminism without Borders: Decolonizing Theory, Practicing Solidarity*, 107–23. Durham: Duke University Press.
- Moraga, Cherríe. 2015. „Catching Fire: Preface to the Fourth Edition.“ In *This Bridge called my back: Writings by radical women of color*, herausgegeben von Cherríe Moraga und Gloria Anzaldúa, xv–xxvi. Albany: SUNY.
- Naumann, Jenny. 1985. „Erwerbsarbeit und Stadtstruktur.“ In *Verbaute Räume: Auswirkungen von Architektur und Stadtplanung auf das Leben von Frauen*, herausgegeben von Kerstin Dörhöfer und Ulla Terlinden, 28–43. Köln: Pahl-Rugenstein.
- Paulus, Julia. 2019. „Geschlechterinszenierungen im Raum‘: Frauen- und geschlechtergeschichtliche Perspektiven einer Geschichte des Ruhrgebiets.“ *frauen/ruhr/geschichte*. https://www.frauenruhrgeschichte.de/frg_wiss_texte/geschlechterinszenierungen-im-raum-frauen-und-geschlechtergeschichtliche-perspektiven-einer-geschichte-des-ruhrgebiets/.
- Perner, Rotraud A. 1991. „Angst(t)raum Welt.“ In *Wem gehört der öffentliche Raum: Frauenalltag in der Stadt*, herausgegeben von Eva Kail, 123–30. Kulturstudien: Sonderband 12. Wien u.a.: Böhlau.
- Pieper, Jonas und Ulrich Schneider. 2024. *Armut in der Inflation: Paritätischer Armutsbericht 2024*. Herausgegeben von Deutscher Paritätischer Wohlfahrtsverband Gesamtverband e.V. Berlin.
- Pollack, Sabine. 2021. „Stadt, Raum, Geschlecht.“ In *Frauen Bauen Stadt: The City Through a Female Lens*, herausgegeben von Wojciech Czaja, Kristin Feireiss und Katja Schechtner, 60–63. Basel: Birkhäuser.
- Recht auf Stadt – Ruhr. 2014a. „Realize Ruhrgebiet.“ *Realize Ruhrgebiet* (Blog). *Intervention 1.1*, September. <http://www.realize-ruhrgebiet.de/wp-content/uploads/2017/03/Realize-Ruhrgebiet.pdf>.
- Recht auf Stadt – Ruhr. 2014b. „Von Detroit lernen.“ *Realize Ruhrgebiet* (Blog). *Intervention 1.0*, September. <http://www.realize-ruhrgebiet.de/wp-content/uploads/2017/03/Von-Detroit-lernen.pdf>.
- Regionalverband Ruhr, Hrsg. 2021. *Metropole Ruhr: Die Region in Zahlen*. Essen.
- Riß, Sabine. 2021. „Die Gestaltung der gestrigen Stadt: Visionen, Aktivismus und planerische Lösungsansätze aus weiblicher Sicht.“ In *Frauen Bauen Stadt: The City Through a Female Lens*, herausgegeben von Wojciech Czaja, Kristin Feireiss und Katja Schechtner, 42–49. Basel: Birkhäuser.

- Rodenstein, Marianne. 2005. „Gruppe ‚Frauen, Steine, Erde‘: Frauen-Räume-Architektur-Umwelt.“ In *Schlüsselwerke der Geschlechterforschung*, herausgegeben von Martina Löw und Bettina Mathes, 135–47. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Roller, Franziska. 2001. „Flaneurinnen, Straßenmädchen, Bürgerinnen: Öffentlicher Raum und gesellschaftliche Teilhabe von Frauen.“ In *Geschlechter-Räume: Konstruktionen von ‚gender‘ in Geschichte, Literatur und Alltag*, herausgegeben von Margarete Hubrath, 251–65. Literatur – Kultur – Geschlecht: Große Reihe 15. Wien u.a.: Böhlau.
- Rose, Gillian. 1993. *Feminism & Geography: The limits of geographical knowledge*. Cambridge: Polity.
- Roy, Ananya. 2011. „Slumdog Cities: Rethinking Subaltern Urbanism.“ *International Journal of Urban and Regional Research* 35 (2): 223–38.
- Ruhne, Renate. 2011. *Raum Macht Geschlecht: Zur Soziologie eines Wirkungsgefüges am Beispiel von (Un)Sicherheiten im öffentlichen Raum*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- Sackmann, Reinhold und Christoph Schubert. 2018. „Rurbane Identität: Herausforderungen, Konflikte und Gestaltungsoptionen.“ In *Rurbane Landschaften* 7: 303–20.
- Sandoval, Chela. 2000. *Methodology of the oppressed*. Minneapolis: University of Minnesota Press.
- Schlandt, Joachim. 1970. „Die Kruppsiedlungen: Wohnungsbau im Interesse eines Industriekonzerns.“ In *Kapitalistischer Städtebau*, herausgegeben von Hans G. Helm, 95–111. Neuwied u.a.: Luchterhand.
- Schoenmakers, Christine. 2024. „Manchester Means Business? Stadtentwicklung zwischen kreativer Aneignung und ökonomischer Inwertsetzung des industriellen Erbes.“ In *Symbolische Orte machen: Ein Potenzial der Stadtentwicklung*, herausgegeben von Sonja Broy und Thomas Kuder, 78–91. Berlin/ Boston: jovis.
- Schurian, Christoph. 2018. „Umwelt.“ In *Das Zeitalter der Kohle: Eine europäische Geschichte*. Kat. Ausst. Ruhr Museum und Deutsches Bergbau-Museum, Kokerei Zollverein 2018, herausgegeben von Franz-Josef Brüggemeier, Michael Farrenkopf und Heinrich Theodor Grütter, 251–59. Essen: Klartext.
- Schuster, Nina und Stefan Höhne. 2017. „Stadt der Reproduktion. Einführung in den Themenschwerpunkt.“ *sub|urban. zeitschrift für kritische stadtforschung* 5 (3): 9–22.
- Schwanhäußer, Anja. 2017. „Ghettos, Banlieues und territoriales Stigma.“ Rezension zu *Die Verdammten der Stadt: Eine vergleichende Soziologie fortgeschrittener Marginalität*, von Loïc Wacquant. *sub|urban. zeitschrift für kritische stadtforschung* 5 (3): 176–80.
- Sieverts, Thomas. 2012 [1997]. *Zwischenstadt: Zwischen Ort und Welt, Raum und Zeit, Stadt und Land*. Birkhäuser.
- Stadtentwicklung Wien Magistratsabteilung 18. 2013. *Handbuch. Gender Mainstreaming in der Stadtplanung und Stadtentwicklung*. Wien.
- Statistik.NRW, Amtliche Statistik für Nordrhein-Westfalen. o. J. „Wer in NRW ist auf Grundsicherung und ähnliche Leistungen angewiesen? Empfängerinnen und Empfänger von

- Leistungen der sozialen Mindestsicherung nach ausgewählten soziodemografischen Merkmalen im Jahr 2023.“ Zugriffen 23. Februar 2025. <https://statistik.nrw/service/veroeffentlichungen/themenschwerpunkte/armut/wer-in-nrw-ist-auf-grundsicherung-und-aehnliche-leistungen-angewiesen?>.
- Terlinden, Ulla. 1985. „Zur Geschichte der Hausarbeit und Wohnen.“ In *Verbaute Räume: Auswirkungen von Architektur und Stadtplanung auf das Leben von Frauen*, herausgegeben von Kerstin Dörhöfer und Ulla Terlinden, 52–63. Köln: Pahl-Rugenstein.
- Terlinden, Ulla und Susanne von Oertzen. 2006. *Die Wohnungsfrage ist Frauensache! Frauenbewegung und Wohnreform 1870 bis 1933*. Berlin: Reimer.
- Teubner, Ulrike. 2005. „Donna Haraway: Die Neuerfindung der Natur. Primaten, Cyborgs und Frauen.“ In *Schlüsselwerke der Geschlechterforschung*, herausgegeben von Martina Löw und Bettina Mathes, 296–305. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.
- TU Dortmund, Hrsg. 2008. *Internationale Bauausstellung Emscher Park: Die Projekte 10 Jahre danach*. Essen: Klartext.
- Tuin, Iris van der. 2011. „New feminist materialisms.“ *Women's Studies International Forum* 34: 271–77.
- Vogelpohl, Anne. 2018. „Henri Lefebvres ‚Recht auf Stadt‘ feministisch denken: Eine stadttheoretische Querverbindung von 1968 bis heute.“ *sub|urban. zeitschrift für kritische stadtforschung* 6 (2/3): 149–58.
- Wacquant, Loïc. 2018 [2008]. *Die Verdammten der Stadt: Eine vergleichende Soziologie fortgeschrittener Marginalität*. Wiesbaden: Springer.
- Wastl-Walter, Doris. 2010. *Gender Geographien: Geschlecht und Raum als soziale Konstruktionen*. Stuttgart: Steiner.
- Wermker, Klaus. 2024. „Ressource Industriekultur – Zeche Carl in Essen-Altenessen.“ In *Symbolische Orte machen: Ein Potenzial der Stadtentwicklung*, herausgegeben von Sonja Broy und Thomas Kuder, 42–55. Berlin/ Boston: jovis.
- Wicke, Christian, Stefan Berger und Jana Golombek. 2018. „A post-industrial mindscape? The mainstreaming and touristification of industrial heritage in the Ruhr.“ In *Industrial Heritage and Regional Identities*, herausgegeben von Christian Wicke, Stefan Berger und Jana Golombek, 74–94. London: Routledge.
- Wildner, Kathrin. 2015. „Inventive Methods. Künstlerische Ansätze in der ethnographischen Stadtforschung.“ *Zeitschrift für Aktuelle Ethnologische Studien* 17 (1): 168–85.
- Wilson, Elizabeth. 1991. *The Sphinx in the City: Urban Life, the Control of Disorder, and Women*. London: Virago.
- Wuttke, Ingo. 2018. „Kohle und Krieg.“ In *Das Zeitalter der Kohle: Eine europäische Geschichte*. Kat. Ausst. Ruhr Museum und Deutsches Bergbau-Museum, Kokerei Zollverein 2018, herausgegeben von Franz-Josef Brüggemeier, Michael Farrenkopf und Heinrich Theodor Grütter, 199–207. Essen: Klartext.

- Zahiri, Cyrus. 2017. „Ästhetik und Städtebau: Vier Annäherungen.“ In *Die schöne Stadt: Begriffe und Debatten, Theorie und Praxis in Städtebau und Architektur*, herausgegeben von Uwe Altrock und Sandra Huning, abweichende Seitenzahlen. Berlin: Altrock, Uwe.
- Zierner, Gesa und Vanessa Weber. 2015. „Konstellationen, Konfrontationen und Kombinationen.“ *dérive* 58.
- Zolper, Andreas. 2018a. „Klassenkämpfe.“ In *Das Zeitalter der Kohle: Eine europäische Geschichte*. Kat. Ausst. Ruhr Museum und Deutsches Bergbau-Museum, Kokerei Zollverein 2018, herausgegeben von Franz-Josef Brüggemeier, Michael Farrenkopf und Heinrich Theodor Grütter, 169–77. Essen: Klartext.
- . 2018b. „Solidarität.“ In *Das Zeitalter der Kohle: Eine europäische Geschichte*. Kat. Ausst. Ruhr Museum und Deutsches Bergbau-Museum, Kokerei Zollverein 2018, herausgegeben von Franz-Josef Brüggemeier, Michael Farrenkopf und Heinrich Theodor Grütter, 179–87. Essen: Klartext.